Paed. Pr.
1206.

~~Paed. 152 c~~
Paed. Pr.
1206

Schulschriften

Die Geschwister,

oder:

Die Schule der Leiden.

Eine Erzählung

aus

der Zeit der französischen Revolution.

Nach dem Französischen.

Mit vier Stahlstichen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede des Herausgebers.

Indem ich dieses Buch dem Drucke übergebe, komme ich der Aufforderung eines Mannes nach, der sein Leben in ganz besonderer Weise der Erziehung der Jugend gewidmet hat. „Bearbeiten Sie dieses unschätzbare Buch," sagte er, als er mir den Originaltext davon übergab, „bereiten Sie unserer Jugend diese Freude!" Ich habe mich dieser Arbeit um so lieber unterzogen, als ich das Urtheil meines verehrten Gönners durch eine Gutheißung eines Hochwürdigsten

Herrn Erzbischofs bestätigt fand, der die Lektüre dieser Erzählung wegen der vielen darin niedergelegten sittlichen Wahrheiten der Jugend dringend anempfiehlt. — Möge daher das Werkchen seine Bestimmung veredelnd und sittigend auf unsere Jugend einzuwirken, erreichen!

Erstes Kapitel.

Graf von Barencourt und seine Familie.

Das nordöstliche Frankreich bildet eine große Ebene, welche sich weit am Meere hinzieht. Außer der Seine durchströmen noch viele andere größere und kleinere Küstenflüsse die Ebene und geben dem Lande einen hohen Grad von Fruchtbarkeit. Lachende und blühende Gefilde, grünende Auen ergötzen das Auge, wohin es blicken mag. — An einem dieser Flüßchen, der Aa, liegt die befestigte Stadt St. Omer. Halten wir uns jedoch hier nicht auf, sondern folgen wir dem Laufe der Aa, so gelangen wir in einer Entfernung von zwei Meilen zu einem schönen Landsitze, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch Krongut war, und den schon seit Jahrhunderten die Grafen von Barencourt inne hatten. So hatte auch Graf Charles von Barencourt das Erbe seiner Väter überkommen und verwaltete dasselbe glücklich bis zum Jahre 1789. Die ganze Gegend nannte ihn ihren Wohlthäter, und er verdiente diesen Ehrennamen. Mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt wachte er über die zahlreichen zum Gute gehörigen Pächter. War einer derselben in Noth und Bedrängniß, so drängte ihn der Graf nicht wegen des Pachtes, ja häufig erließ er ihm denselben ganz und half ihm sogar aus seinen eignen Mitteln wieder auf. Kein Armer war in der Umgegend, der nicht zu dem Grafen von Barencourt seine Zuflucht genommen hätte und von ihm ohne Hilfe entlassen worden wäre. Sein Benehmen war so einfach und liebenswürdig, seine Gast-

freundschaft so aufrichtig und freigebig, daß, wer ihn nur einmal gesehen, ihn auch lieben mußte. — Jene glänzenden Feste, in welchen ein verschwenderischer Aufwand zur Schau getragen wird, um die wahre Freude des Herzens zu ersetzen, die sie nicht bieten können, und welche die Eitelkeit zu leerem Ruhme veranstaltet, die Arglist aber zur Verführung benutzt, kannte er nicht. Solche Feste besuchte er nie und gab auch keine unbeschadet der Achtung und Verehrung, die ihm Jedermann zollte.

Unter solchen Verhältnissen schien der Graf ein angenehmes und glückliches Leben zu genießen. Allein es gibt Schmerzen, welche zerstörend an dem Herzen des Menschen nagen und ihm das Leben zur Last machen. Und einen solchen Schmerz barg Herr von Barencourt in der Tiefe seiner Seele, wie diejenigen wußten, welche sein ganzes Vertrauen genossen. Eine zärtlich geliebte Gattin war ihm durch frühen Tod entrissen worden. Zwei Kinder hatte sie ihm zurückgelassen, deren Besitz einigermaßen seinen Schmerz um die Gattin linderte. Oft jedoch empfand er einen tiefen Kummer, wenn er sie anblickte, denn er fühlte jetzt recht lebhaft, wie sehr eine Mutter zu schätzen, ja wie unersetzlich sie ist, wenn man seinen Kindern eine fromme Erziehung geben will. Der Vater nämlich ist vollauf beschäftigt, wenn er für das Wohl der Familie im Allgemeinen sorgt. Mannichfache Geschäfte rufen ihn bald hierhin, bald dorthin, so daß ihm, wenn ihm auch die Erziehung und das geistige Wohl seiner Kinder am Herzen liegt, doch keine Zeit übrig bleibt, diese unausgesetzt und so sorgfältig zu überwachen, als dieß nothwendig ist, wenn das zarte Saamenkörnchen zu einem schönen und kräftigen Baume gedeihen soll. — Die Mutter jedoch hat allezeit ihr Augenmerk auf die lieben Kinder gerichtet. Sie ist es, welche den Keim des Guten in des Sprößlings empfängliches Herz einpflanzt, sie ist es, welche das emporkeimende Pflänzchen

der Tugend hegt und pflegt, es begießt und vor den allzuheißen Strahlen der Sonne schützt, die das Unkraut, das ihm die Lebenskraft zu rauben droht, sorgfältig ausrottet. — Daß eine solche Pflegerin seinen Kindern mangele, das verursachte Herrn von Barencourt manche kummervolle Stunde und manche schlaflose Nacht.

Das älteste dieser Kinder war eine Tochter. Mit vollendeter Schönheit begabt, war die junge Aline das leibhaftige Ebenbild ihrer so lange vom Vater beweinten Mutter, denn Aline hatte jene kaum gekannt. Sie besaß ihre Anmuth, ihre Milde und ihre ganze Erscheinung ließ auf ebenso große Erhabenheit der Gefühle als hervorragende Geistesanlagen schließen.

Aber das Glück diese so theuere Tochter immer bei sich zu haben, war dem Grafen nicht beschieden. Sollte er eine Erzieherin für sie annehmen? Wie leicht läßt sich der schwache Mensch durch eine glänzende Außenseite täuschen! Es war leicht möglich, daß seine Wahl eine Person traf, die zwar ein gutes Herz besaß und damit auch wohl Frömmigkeit verband, die aber unwissend war und so seine Tochter nicht lehren konnte, was diese ihrem Stande gemäß wissen mußte. Oder er konnte eine Person treffen, die äußerlich fein gebildet und gut unterrichtet war, die jedoch wenig Sinn für Religion oder gar schlechte Grundsätze hatte und so den bessern, edlen Theil Alinens, ihre Seele vernachlässigt hätte. In keine von beiden Gefahren wollte sich Herr von Barencourt begeben. Aline sollte das geistige Ebenbild ihrer tugendhaften Mutter werden, wie sie deren körperliches war. Ihr Vater wollte sich daher lieber ein hartes Opfer auferlegen, als ihr Wohl auf's Spiel setzen und brachte sie daher, als sie acht Jahre zählte, in eine Erziehungs-Anstalt zu St. Omer, die von Schwestern des Ursuliner-Ordens geleitet wurde. Diese genossen weit umher den Ruf einer ebenso großen Frömmigkeit als Gelehrsamkeit und

Geschicklichkeit im Unterrichten. Der Graf konnte also nun wegen der Erziehung seiner Tochter ganz beruhigt sein; zudem wurde auch der Schmerz der Trennung in etwas dadurch gemildert, daß er sie wegen der geringen Entfernung häufig in ihrem Kloster besuchen konnte.

Da er es für angemessener fand, die Erziehung seines zweiten Kindes, eines Knaben, selbst zu leiten und auch die hierzu erforderlichen Fähigkeiten zu haben glaubte, so behielt er diesen bei sich auf dem Schlosse in der Hoffnung, die Kenntnisse und Tugenden, die er selbst besaß, auch auf den Sohn zu übertragen. Wirklich wurden seine Bemühungen in einer Hinsicht herrlich gekrönt, denn die Natur hatte Leonce mit so glücklichen Anlagen ausgerüstet, daß es nur einer leisen Anregung und einer geschickten Leitung bedurfte, um ihn zu einem tüchtigen Manne heranzubilden. Ein Umstand jedoch blieb dem zärtlichen Vaterauge verborgen. Herr von Barencourt bemerkte nicht, daß sein Sohn außer einem ungewöhnlichen Scharfsinne, einem guten Herzen und großem Geschicke zu jedem Fache auch einen unersättlichen Ehrgeiz besaß, der mit jedem Tage durch die mißverstandene Ehrfurcht, welche die Pächter und die Dienerschaft des Schlosses ihm als künftigem Gutsherrn bewiesen, mehr genährt wurde und als Unkraut unter seinen übrigen guten Eigenschaften immer üppiger emporkeimte. Der Stolz auf seine Fortschritte, auf seine Geburt und auf das hohe Ansehen, das seine Familie weit umher genoß, verblendete den armen Knaben so sehr, daß er sich erhaben über alle übrigen Menschen dünkte und geringschätzig auf diese herabsah. Diejenigen, welche ihm am besten zu schmeicheln verstanden oder ihn mit lächerlichen Ehrfurchtsbezeugungen überhäuften, waren gewiß, seine besondern Günstlinge zu werden. Durch das Streben, sich bemerklich zu machen und in Dingen, die über sein Alter weit hinausgingen, unterrichtet zu scheinen, fiel er in noch andere Fehler, die seinem Charakter ebenso nachtheilig

wurden. Er wurde großsprecherisch, vorwitzig und suchte immer Geheimnisse auszuforschen. Hatte er ein solches entdeckt, so hatte er auch nichts Eiligeres zu thun, als es der Dienerschaft sowohl, als den Fremden, die zuweilen auf dem Schlosse einsprachen, mitzutheilen. So kam es, daß man ihn, als er kaum vierzehn Jahre zählte, als den hochmüthigsten und schwatzhaftesten Knaben der ganzen Gegend bezeichnete.

Endlich gingen dem Grafen doch die Augen auf; er erkannte, daß sein Sohn sich durch diese Fehler, wenn sie nicht, bevor es zu spät wäre, ausgerottet würden, viele Unannehmlichkeiten zuziehen, ja sogar sich in großes Unglück stürzen könnte. Bitter warf er sich vor, durch seine unzeitige Nachsicht Ursache geworden zu sein, daß jenes Unkraut schon so tiefe Wurzel in dem Herzen seines verwöhnten Kindes geschlagen habe, und er versuchte nun mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, Leonce auf eine andere Bahn zu lenken und von seinen Unarten zu heilen. Aber der Kummer, der an seinem Herzen nagte, hatte ihn schon seit langer Zeit eines großen Theiles seiner moralischen Kraft beraubt, deren er unter diesen Umständen so sehr bedurft hätte; zudem waren die Mittel, die er anwandte, eher geeignet, das Uebel zu verdecken, als es gänzlich auszurotten.

Unglücklicher Weise beschäftigten gerade zu dieser Zeit noch andere Sorgen seine Aufmerksamkeit, wodurch es ihm fast unmöglich wurde, seine Pflichten als Vater vollständig zu erfüllen. Die Revolution war ausgebrochen. Ueberall sah man die Menschen sich in den Strudel des Verderbens stürzen, gleich den Fluthen, die der Sturm auf- und niederwogt. Parteien bildeten sich und bekämpften sich gegenseitig. Furcht und Mißtrauen bemächtigten sich aller Herzen. Der Rechtschaffene sah seine Feinde wie Pilze aus der Erde schießen. Der Arme haßte den Reichen, da es ihn nach dessen Gütern gelüstete. Dieser fand in dem

Wohlstande, dessen Vortheile er eben noch genossen, nichts mehr als Lebensgefahr, welche seinen Muth und seine Geisteskraft lähmte, so daß er kein Mittel mehr zu ersinnen im Stande war, seinen Feinden und dem sichern Tode zu entgehen.

Trotzdem, daß der Graf die größte Besorgniß vor einer von so vielen Stürmen bedrohten Zukunft hatte, beschäftigte er sich doch weniger mit sich selbst, als mit seinen Freunden, die schon dem Hasse und der Verfolgung der neuen Staatsregierung ausgesetzt waren. Da er Jedermann hilfreich seine Hand bot und nicht aufhörte, mit rastloser Menschenliebe seine Wohlthaten zu spenden, betrachteten ihn alle seine Untergebenen wie die Bewohner der ganzen Umgegend als ihren Vater und schätzten ihn auch als solchen, und so erfreute er sich scheinbar einer Ruhe, die kein von außen kommendes Unglück stören zu können schien. Aber diese Ruhe war theuer erkauft. Durch sein Benehmen hatte der Graf eine Menge Vorurtheile der Regierung gegen sich hervorgerufen und sich bei seinen Feinden sehr verdächtig gemacht. Dies erregte in seinem Herzen solche Befürchtungen und Beängstigungen, daß seine Gesundheit ernstlich angegriffen wurde und er sich entschließen mußte, seine Aline, deren Gegenwart ihm allein schon so tröstlich war, an seine Seite zu rufen.

In jedem andern Falle hätte das junge Mädchen mit großer Freude den Befehlen des Vaters Folge geleistet, denn alsdann hätte sie doch immer hoffen dürfen, ihre geliebten Lehrerinnen und Gespielinnen, die ihr schon seit so vielen Jahren die größten Beweise ihrer Zuneigung gegeben hatten, wiederzusehen. Aber jetzt waren die allgemeinen Befürchtungen sogar bis in die heilige Stille der Klosterzelle eingedrungen, und Aline, die aus einer Schülerin die Freundin ihrer Lehrerinnen geworden war, wollte sich in dem Augenblicke, wo tausend Gefahren auf dieselben eindrangen, nicht von ihnen trennen. Man hatte ihr zudem, um

sie nicht zu erschrecken, nichts von der Krankheit ihres Vaters gesagt, und so war ihr Herz eine Zeitlang getheilt zwischen der Freude zu ihm zurückzukehren und dem Schmerze, den Ort verlassen zu müssen, wo sie eine glückliche Kindheit verlebt, wo sie so gut und so fromm erzogen worden. In den Armen der guten Schwestern hörte sie unter Thränen die letzten Rathschläge und Ermahnungen der Mutter Angela an, die sich vorzugsweise mit ihrer Erziehung befaßt hatte.

„Muth, meine Tochter!" sagte die vortreffliche Frau, „trockne Deine Thränen. Du mußt uns verlassen, um Deinen Vater wieder zu finden, der sich nach Dir sehnt, und der aus Deiner sorgfältigen Pflege und Zärtlichkeit großen Trost schöpfen wird. Wenn Du in diesen unglücklichen Zeiten Prüfungen zu bestehen hast, dann vergiß nicht, daß der liebe Gott denen ein Helfer ist, die ihm dienen. Trage also Sorge, daß er jederzeit im Innersten Deines Herzens einen Altar finde, von dem das Opfer des Gebetes und der Ergebung in seinen heiligen Willen zu ihm emporsteigt, und daß ein festes Vertrauen auf seinen Beistand Dir die Kraft verleihe, mit sicherm Schritte über die Klippen hinwegzusetzen, die sich Deinem Fuße entgegenstemmen werden. Beharrlichkeit, Geduld und Ergebung sind Tugenden, die zum Himmel führen. Du bist im Besitze alles dessen, womit Du ihn erkämpfen kannst. Alle Deine Gedanken, alle Deine Gebete richte auf dieses Ziel, dann wirst Du muthig dem Unglücke entgegentreten können, wenn die Vorsehung Dir bestimmt hat es zu verkosten."

Mit diesen Worten drückte die fromme Ordensschwester ihren Zögling noch einmal an das liebevolle Herz und entfernte sich eilig, um die Thränen zu verbergen, deren sie sich nicht mehr erwehren konnte.

Aline ging nun zu ihren Mitschülerinnen, welche schon lange auf sie warteten, um der scheidenden Freundin ihr Beileid zu bezeigen. „Lebet wohl," sagte

sie schluchzend, eine nach der andern umarmend, „lebet wohl und vergesset mich nicht. Betet für mich, wie auch ich für Euch beten werde.“ Mit Gewalt mußte sie sich von den lieben Freundinnen losreißen, da diese sich gar nicht von ihr trennen wollten. Dann eilte sie mit raschen Schritten zum Thore hinaus, als fürchtete sie immer noch zurückgehalten zu werden. Hier warf sie noch einen letzten schmerzlichen Blick auf die Mauern des Klosters, in welchem sie so lange und so glücklich gelebt hatte und schlug dann mit der Dienerin, welche sie abholte, den Weg nach dem väterlichen Schlosse ein.

In der Jugend verwischen sich alle, auch die lebhaftesten und schmerzlichsten Eindrücke bald, wenn die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gelenkt wird, und die Hoffnung, die dem kindlichen Herzen lacht, bietet ihm gewöhnlich einen angenehmen Ersatz für den gehabten Kummer. So erging es auch unserer Aline, die noch nicht volle siebenzehn Jahre zählte. Sobald sie die Zugbrücke der Stadt hinter sich hatte und die Schönheiten des offenen Landes erblickte, legte sich ihr Gram, mit ihm versiegten nach und nach ihre Thränen, und ihre Gedanken nahmen eine andere Richtung. Sie genoß schon im voraus das Glück, ihren theuern Vater wieder zu sehen und ihren lieben Leonce wieder zu umarmen, der seit sie sich zum letzten Male gesehen, recht groß und stark geworden sein mußte. Und sie machte sich ein so reizendes Bild von den Freuden, die sie unter dem väterlichen Dache erwarteten, daß sie sich, ohne gerade ihr Kloster zu vergessen, doch über ihren unfreiwilligen Austritt aus demselben tröstete.

Leider währten diese lieblichen Traumgebilde nicht lange. Alle Freude ihres Herzens schwand dahin, als sie zu Hause angekommen bemerkte, welche fürchterlichen Verheerungen die Krankheit an dem lieben Vater bewirkt hatte. Dieser jedoch schien über ihre An-

kunft so glücklich zu sein, daß sie, um ihn dieses augenblicklichen Glückes nicht zu berauben, sich bemühte, ihre Thränen zurückzuhalten.

Nicht weniger als ihr Vater war Leonce erfreut, daß die Schwester nun immer bei ihm bleiben sollte. Er konnte nicht aufhören sie zu betrachten und ihr seine Liebe und Zärtlichkeit zu beweisen.

„Jetzt," sagte er, „brauche ich doch diese unerquicklichen Spaziergänge nicht mehr zu machen, die mich langweilten, so lange nur Andre mich begleiteten. Jetzt laufen und springen wir zusammen umher in unsern Feldern, unsern prachtvollen Wiesen und herrlichen Wäldern. Wir ergötzen uns mit einander an dem schönen Schauspiele, das die auf der Aa vorbeifahrenden Frachtschiffe dem Auge darbieten. Ich lehre Dich reiten, und dann bist Du immer bei mir, nicht wahr, lieb' Schwesterchen? Deshalb hast Du sie ja kommen lassen, Vater. Oder ist dem nicht so? Auch Du gehst mit uns, denn jetzt, da unsere Aline wieder bei uns ist, sind Deine Leiden geendet, Deine Gesundheit kehrt zurück, und Du kannst noch einer frohen Zukunft entgegen sehen."

Ein sanftes Lächeln spielte um den Mund des Grafen. Aber unter diesem Lächeln bemerkte Aline, deren Besorgnisse um den theuern Vater wieder erwacht waren, ein schmerzliches Gefühl. Die Trauer des Vaters theilte sich dem fühlenden Herzen der Tochter mit, so daß es ihr jetzt unmöglich war, dem Bruder auf sein kindliches Gerede zu antworten. Allmählig erst gewann sie ihre Ruhe wieder, besonders als der Vater ihr die Versicherung gab, daß er sich ganz wohl befinde, und daß selbst die Anstrengungen, zu denen ihn die Stunde des Wiedersehens nöthige, nur dazu mitwirkten, seine körperlichen Leiden zu mildern.

Jetzt erkannte Aline auch das Glück, das der Mensch im Schooße seiner Familie genießt, und sah die lachenden Hoffnungen, in welchen sie sich auf dem

Heimwege gewiegt hatte, wirklich in Erfüllung gehen. Gerne nahm sie, obgleich sie zwei Jahre älter war als Leonce, an dessen Vergnügungen Antheil, sie wurde seine unzertrennliche Begleiterin auf seinen Ausflügen und wußte dabei einen solchen Einfluß auf sein Gemüth zu gewinnen, daß sie ihn ganz lenken, ihm ohne ihn zu verletzen Ermahnungen geben konnte, die er immer zu befolgen sich bemühte. Als sie z. B. bemerkte, daß er Neigung zum Hochmuthe habe, auf seine Geburt so stolz sei und Personen geringeren Standes übermüthig und verächtlich behandle, suchte sie ihm mit schwesterlicher Liebe zu zeigen, daß er sich durch diesen Fehler bei den Untergebenen verhaßt, bei den übrigen Menschen verächtlich mache.

„Mein lieber Leonce," sagte sie eines Tages, „es ist sehr Unrecht, irgend Jemanden geringer zu schätzen als sich selbst; denn abgesehen davon, daß Demuth die erste Tugend eines Christen sein muß, geschieht es sehr häufig, daß man Leute verachtet, deren Verdienste in den Augen Gottes diejenigen weit überragen, die wir uns selbst beimessen, und wir verstossen daher zugleich gegen die christliche Liebe und gegen die Vernunft."

„Das ist oft wahr mit Bezug auf Personen von Rang und Bildung," entgegnete der übermüthige Jüngling, „was aber diese armen Schlucker betrifft, die unsere Höfe bewohnen, und von denen der größere Theil gezwungen ist, in unserm Schlosse um Unterstützung zu betteln, so wirst Du doch zugestehen, daß sie zu roh und aller höhern Vernunft zu sehr baar sind, um bei ihnen die Verdienste, von denen Du sprichst, unterstellen zu können und sich herabzulassen, den Hut abzunehmen, wenn man mit ihnen spricht."

„So!" rief Aline aus, „hast Du solchen Nutzen aus dem Unterrichte unseres guten Vaters gezogen? Hast Du solche Grundsätze von ihm gelernt? Hast Du schon vergessen, wie oft er uns gesagt hat, alle Menschen, arme wie reiche, bürgerliche wie adelige,

gelehrte wie unwissende hätten denselben Ursprung und dieselbe Bestimmung; alle müßten sich lieben, müßten sich gegenseitig unterstützen wie Brüder? Und wenn viele von ihnen keine edlen Ahnen, keine Bildung, keine Reichthümer besitzen, so ist das nur ein Grund mehr, ihnen allen Wohlwollen, den Bedürftigen aber auch wahres Mitgefühl zu bezeigen."

„Aber," unterbrach Leonce sie mit einiger Heftigkeit, „ich bin auch weit entfernt, dem Armen ein Almosen zu versagen, gerne bin ich bereit, seine Noth so viel als möglich zu erleichtern. Einen Beweis dafür hast Du darin, daß ich alles Taschengeld, welches mir der Vater zuweilen gibt, wenn ich mein Griechisch oder Latein gut studirt habe, unter die Bedürftigen vertheile. Noch gestern habe ich meine ganze Baarschaft der alten Gertrud gegeben, als sie so sehr um ihre in der Nacht gefallene Kuh weinte."

„Wohlan denn!" entgegnete Aline mit einem zärtlichen Blicke auf den Bruder, „da Du die Süßigkeiten des Wohlthuns kennst, so beraube Dich doch nicht muthwillig der Freude, diejenigen dankbar zu sehen, denen Du in der Noth zu Hilfe kommst, indem Du ihnen mit Geringschätzung und einem abstoßenden Benehmen begegnest, das sie verletzt und Deinen Wohlthaten ihren Werth benimmt. Versetze Dich einen Augenblick in die Lage dieser Unglücklichen und sage mir, ob Du auf diese Art unterstützt sein mögest."

„Ich kann mich nicht in die Lage dieser Leute denken. Es gibt auch, glaube ich, keine Aehnlichkeit zwischen mir und ihnen. Ich wüßte nicht den geringsten Anhaltspunkt, sie mit mir zu vergleichen."

„Wie sehr Du Dich täuschest! Diese Menschen, über welche Du Dich erhaben dünkst, haben eine unsterbliche Seele, wie Du; sie haben, wie Du, ein Herz, um Freude und Schmerz zu empfinden. Trotz ihrer Unwissenheit, trotz ihres Elendes und ihrer Noth üben sie oft erhabene Tugenden. Häufig kannst Du sie

sehen, wie sie einem Andern, der noch ärmer ist, als sie, hilfreich die Hand bieten, wie sie mit ihm das Brod theilen, das sie im Schweiße ihres Angesichtes verdient haben. Sie kennen vom Leben Nichts als seine Bitterkeiten und ertragen ihre Leiden mit Geduld, während der Reiche beim geringsten Ungemach klagt, oft sogar gegen seinen allweisen Vater im Himmel murrt! O! ich bitte Dich, lieber Leonce, lege diesen eitlen Hochmuth ab, der Dich nur auf Irrwege führt, der Dich bei den Menschen verhaßt macht. Seit meiner Rückkehr habe ich schon häufig bemerkt, daß Du Dir viele Herzen entfremdet hast, daß man Dich nicht liebt, und diese Wahrnehmung hat mich sehr geschmerzt, da ich so sehr wünsche, Dich von Jedermann so geliebt zu sehen, wie ich Dich liebe."

Leonce konnte nicht länger widerstehen. Sein von Natur edles Herz gewann die Oberhand. Alle Eigenliebe von sich abwerfend stürzte er in die Arme seiner Schwester und gelobte ihr hoch und theuer, er wolle sich alle Mühe geben, diesen Fehler nicht mehr zu begehen. Diesem Versprechen blieb er in Zukunft so treu, daß Jedermann bald mit Freude erkannte, wie sein Charakter sich immer mehr besserte, wie er von Tag zu Tag freundlicher wurde. Hätte sich nun sein Vater oder ein weiser Erzieher einzig mit ihm beschäftigen können, so hätte er ohne Zweifel seine Fehler und Unarten gänzlich abgelegt. Aber wir haben schon bemerkt, daß Herr von Barencourt mit dem besten Willen und mit allen Eigenschaften, welche den guten Menschen kennzeichnen, nicht die zur Vollendung der Bildung seines Sohnes nöthige Festigkeit und Energie besaß. Seine Lage war zudem so gefährlich geworden, daß er gezwungen war, seine Familien-Angelegenheiten gänzlich zu vernachlässigen, um sich von den Vorurtheilen zu befreien und von dem Verdachte zu reinigen, den ihm sein Benehmen und seine politische Gesinnung zugezogen hatte.

Zweites Kapitel.

Der Verrath.

Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, wohnte in der Nähe des Grafen von Barencourt ein damals sehr einflußreicher Mann, der unter dem Vorwande, sich über politische Zustände mit dem Grafen zu besprechen und zu berathen, sich in dessen Freundschaft einzudrängen suchte. In Wirklichkeit aber war es ihm nicht um die Freundschaft des Grafen zu thun, sondern er hatte ganz andere Zwecke. Er beneidete Herrn von Barencourt um die Gunst des Volkes, die dieser sich durch seinen Wohlthätigkeitssinn erworben hatte; er wollte ihn in's Verderben stürzen und glaubte, wenn er erst Zutritt zu dessen Haus habe, werde er leicht einen Grund finden, auf den hin er ihn anklagen und dem Henker überliefern könnte. Glücklicher Weise wußte Herr von Barencourt, daß Harnel, so hieß der Elende, ihn hasse, und hütete sich daher wohl, sich vor ihm eine Blöße zu geben.

Harnel suchte auf andere Weise zum Ziele zu gelangen. Er hatte einen Sohn, dessen listiges und geschmeidiges Wesen ihm zum Siege verhelfen sollte, da dieser eben so boshaft war wie sein Vater. Wirklich gelang es dem jungen Harnel, mit Leonce ohne Vorwissen des Grafen in freundschaftliche Beziehung zu treten und manches aus ihm herauszulocken, so daß der hochmüthige, aber kurzsichtige Knabe, durch Schmeicheleien geblendet, den Feinden seines Vaters zum Gelingen ihrer schwarzen Pläne die besten Dienste leistete.

Zu dieser Zeit stand der Graf im Verdachte, einige Geächtete bei sich aufgenommen zu haben und ihnen bei ihrer Flucht behilflich gewesen zu sein. Einmal hatte er wirklich einen solchen Unglücklichen, der aus dem heimathlichen Lande flüchten mußte, beherbergt. Dies war jedoch in jener unglückseligen Zeit ein schweres Verbrechen, auf das die Todesstrafe gesetzt war. Aber Herr von Barencourt wurde von der ganzen Bevölkerung als Vater geschätzt, und man fürchtete, einen Aufstand zu erregen, wenn man den Grafen auf bloßen Verdacht hin gefänglich einziehe. Man mußte deshalb einen Beweis für die Schuld des Grafen, wie man seine edlen Handlungen nannte, zu finden suchen, und zu diesem Zwecke hatte sich der nichtswürdige Harnel um die Freundschaft seines Opfers bemüht, zu diesem Zwecke hatte er seinen Sohn in freundschaftliche Beziehung zu Leonce zu bringen gewußt, da er die Schwatzhaftigkeit des letztern kannte und hoffte, daß gerade dieser Fehler des Knaben ihm bald Gelegenheit geben werde, seinen Haß zu befriedigen.

Lange Zeit jedoch blieben alle seine Bemühungen ohne Erfolg, da Herr von Barencourt so klug war, sich sorgfältig vor jeder Handlung zu hüten, die ihm Gefahr bringen konnte, sich nie über seine Gesinnung äußerte und mit keinem einzigen Wörtchen die der seinigen entgegengesetzte Meinung bekämpfte. Er kannte auch die schwache Seite seines Sohnes, er wußte, daß er sich auf dessen Verschwiegenheit nicht verlassen durfte, und hatte daher jenen Akt der Menschlichkeit ganz ohne dessen Vorwissen vollzogen. Und doch sollte sein Sohn das Werkzeug zu seinem Verderben werden.

Als er eines Abends mit seinen beiden Kindern von einem armen, kranken Greise zurückkam, den er häufig zu besuchen pflegte, und der einzig von den Wohlthaten des Grafen sein Leben fristete, trat plötzlich aus einem Getreidefelde ein Mann, in dessen Zügen

sich das Unglück ausprägte, näherte sich furchtsam den erschrockenen Spaziergängern und sagte mit flehender Stimme:

„Ich beschwöre Sie, mein Herr! haben Sie Mitleid mit dem Uebermaße meiner Leiden; schon seit gestern Morgen kam nichts als Wasser über meine Lippen, Hunger und Müdigkeit haben meine Kräfte ganz erschöpft."

Herr von Barencourt bot dem Unbekannten Geld an. Dieser wies es jedoch zurück mit dem Bemerken: „Geld ist in diesem Augenblicke ein unnützes Ding. Was mir mangelt, ist ein wenig Nahrung, und drohende Gefahren verbieten mir, mich in einem Dorfe sehen zu lassen, um mir dort Speise zu suchen. Ihr Anblick flößte mir Vertrauen ein, sonst hätte ich es nicht gewagt, Sie anzureden. Im Namen Gottes bitte ich Sie, mein Herr, mir heimlich etwas hierher bringen zu lassen, wenn dies Ihnen möglich ist. Sie üben ein Werk der Barmherzigkeit, denn Sie erhalten mir dadurch das Leben."

Bewegt durch diese Worte und dem ersten Zuge seines edlen Herzens folgend, hatte der Graf anfangs die Absicht, den Unglücklichen, der ihm ein Priester zu sein schien, mit sich auf's Schloß zu nehmen, um desto eher seine Bedürfnisse befriedigen zu können. Da er jedoch an demselben Tage noch von einem Vertrauten die Nachricht erhalten hatte, er stehe im Verdachte, Emigranten bei sich aufgenommen zu haben, und man sei im Begriffe, eine genaue Durchsuchung des Schlosses vorzunehmen, fürchtete er, sowohl seine als des Fremden Sicherheit auf's Spiel zu setzen, weshalb er von seinem ersten Vorhaben abstand und zu dem Fremden sagte:

„Ich bedauere sehr, daß traurige Umstände mich verhindern, Ihnen ein Obdach für diese Nacht anzubieten. Wenn Sie jedoch einige Minuten an dieser Stelle warten wollen, werde ich Ihnen die gewünschte

Nahrung hierher besorgen, damit Sie gestärkt Ihre Reise fortsetzen können."

Aline und Leonce erboten sich, vorauszueilen, damit der arme Reisende nicht lange zu warten brauche und den Hunger, der ihn aufrieb, bald stillen könne. Herr von Barencourt willigte ein, indem er ihnen dringend anempfahl, den Leuten im Schlosse nichts zu sagen und die einbrechende Dunkelheit zu benutzen, damit Niemand sehe, was sie aus dem Schlosse forttrügen.

Alles ging nach Wunsch. Da Aline seit ihrer Rückkehr aus St. Omer sich immer mit dem Hauswesen befaßt hatte, trug sie immer einen Schlüssel zur Küche bei sich. Nichts war ihr also leichter, als unbemerkt alles zu holen, was dem armen, ausgehungerten Fremden zuträglich war. Eine Stunde darauf hatte dieser seine Kräfte soweit wiedergewonnen, daß er seine Reise nach der Grenze hin fortsetzen konnte, bis zu welcher er nur mehr einen Weg von sechs Meilen zu machen hatte.

Nachdem er sich entfernt hatte, hielt der Graf es für nothwendig, seinem Sohne nochmals nachdrücklich Stillschweigen über diese Begegnung zu gebieten. Er machte ihn darauf aufmerksam, wie gefährlich sogar die geringste Unvorsichtigkeit in einer so leidenschaftlich aufgeregten Zeit werden könne. Leonce versprach, gegen Niemanden eine Silbe davon verlauten zu lassen, und in diesem Augenblicke hatte er wirklich den festen Vorsatz, seinem Versprechen auch getreu zu bleiben.

Aber zwei Tage später begegnete er dem jungen Harnel. Dieser pflegte ihm immer die verschiedenen Neuigkeiten mitzutheilen und sich dann mit ihm darüber zu unterhalten. So erzählte er ihm jetzt, daß man gestern einen Geächteten gerade in dem Augenblicke aufgegriffen habe, als er die Grenze überschreiten wollte. Wenn nicht alles trüge, sei es eben derselbe, den man vor einigen Tagen in der Nähe des Dorfes





Ausführ, Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Die Geschwister.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

bemerkt habe, der aber dann plötzlich wieder verschwunden sei, ehe man sich über seine Person habe Aufklärung verschaffen können. Leonce dachte sogleich an den unglücklichen Reisenden, der ihnen an jenem Abende begegnet war, und dem sie so bereitwillig Nahrung gereicht hatten. Er stellte einige unkluge Fragen, wurde wieder von dem jungen Verräther gedrängt, und das traurige Ergebniß dieser Unterhaltung war, daß Harnel im Besitze des ganzen Geheimnisses war. Noch an demselben Tage wurde ein Verhaftungsbefehl gegen den Grafen von Barencourt erlassen.

Unbeschreibliche Bestürzung herrschte in dem Schlosse, als gegen Abend dieses verhängnißvollen Tages Bewaffnete vor dem Schlosse erschienen, um den Grafen in's Gefängniß abzuführen. Anfangs dachte dieser daran, sich zu vertheidigen; da aber die ganze ihm zu Gebote stehende Mannschaft nur aus wenigen Dienern bestand, die zudem durch Schrecken gelähmt verwirrt durcheinander liefen, sah er ein, daß jeder Widerstand vergeblich sei, ja seine Lage nur verschlimmern würde. Er ergab sich also in sein Schicksal und öffnete freiwillig die Thore.

Weinend klammerten sich die Kinder an den Vater an, als sie sahen, daß er ihnen, ach! vielleicht auf immer, entrissen werden sollte, jammernd standen die Dienstboten umher; sie verloren einen so gütigen Herrn. Aber die Soldaten rissen ihn mitleidslos aus den Armen seiner Kinder und schleppten ihn gebunden wie einen Verbrecher auf den elenden Karren, den sie zu diesem Behufe mitgebracht hatten. Vergeblich bat Aline, auch sie mitzunehmen, vergeblich warf sie sich vor dem Anführer des Zuges auf die Kniee, — die Unmenschen stießen sie roh zurück, gefühllos gegen ihre Thränen und ihre Verzweiflung. — Da stand nun das arme Kind, trostlos dem schrecklichen Zuge nachstarrend, der bald in der Dunkelheit ihren Blicken entschwand.

„Komm'!" sagte Leonce mit tonloser Stimme zu ihr, „komm', die Nacht begünstigt uns. Wir wollen ihnen zu Fuß folgen, ohne daß sie uns in der Dunkelheit bemerken können. Wir werden sehen, wohin sie unsern unglücklichen Vater bringen und — ihn befreien."

Mit diesen Worten ergriff er die Hand seiner Schwester, und beide gingen schweigend, dem Geräusche der voraneilenden Truppe folgend, in die Nacht hinein, ohne ihre beiderseitige Niedergeschlagenheit gegen einander merken zu lassen.

Bald darauf hörten sie eilige Schritte hinter sich, ein Mann kam ihnen hastig nachgelaufen. Es war ein Diener des Schlosses, auf den Herr von Barencourt das größte Vertrauen setzte, und den er ganz besonders mit der Bedienung seines Sohnes und mit der Aufsicht über ihn betraut hatte. Leonce erkannte ihn sogleich und rief ihm freudig entgegen: „Du bist es, guter Andre? Du willst uns also in unserer Bedrängniß nicht verlassen? O! welch' großen Dank schulden wir Dir dafür!"

„Ein treuer Diener verläßt die Kinder seines Wohlthäters nicht, besonders wenn sie in Noth sind," entgegnete Andre. „Ich habe gesehen, daß Sie mit Fräulein Aline das Schloß verließen, konnte aber nicht sogleich folgen, weil ich einiges Geld mitzunehmen gedachte, das wir wohl sehr brauchen werden. Es kostete mich viele Mühe, dazu zu gelangen, weil der Theil der Soldaten, welcher nicht mit Ihrem Herrn Vater abgezogen ist, gegenwärtig das ganze Schloß besetzt hat und ausplündert. Harnel und sein Sohn, denen ich nie trauen konnte, stehen an ihrer Spitze, und alles, was ich hörte, beweist mir, daß ich mich in ihnen nicht irrte. Ja, Herr Leonce! ich fürchte sehr, daß irgend eine unvorsichtige Aeußerung in Ihren Unterhaltungen mit dem jungen Harnel die Gefangennahme meines armen Herrn herbeigeführt hat. Harnel

hat ihn angeklagt, und der Elende scheut sich nicht einmal, seinen Verrath zu gestehen, ja sein Sohn ist schamlos genug, sich dessen offen und laut zu rühmen."

Leonce stieß einen erstickten Schrei aus, er wankte und wäre auf die Erde niedergestürzt, hätte ihn nicht Aline in ihren Armen aufgefangen.

„Mein Gott, ist das möglich! Aber was hast Du denn nur sagen können?" fragte Aline mit gebrochener Stimme.

„O, frage nicht!" erwiederte Leonce in Verzweiflung. „Ja, ich sehe es jetzt ein, ich, ich bin Schuld an dem Unglücke meines Vaters. Er hatte mir dringend anempfohlen, unsere Begegnung mit jenem Fremdem, dem wir in seiner Noth beistanden, als ein Geheimniß zu bewahren, und heute morgen habe ich, gedrängt durch die Fragen des niederträchtigen Harnel, der jeden meiner Schritte belauschte, alles eingestanden. Ohne Zweifel haben sie ihn auf dieses unglückselige Geständniß hin angeklagt."

„Das gerade habe ich aus ihrem eigenen Munde vernommen," sagte Andre, „Armes Kind! Sie hatten sich nie Mühe gegeben, Ihre Zunge zu beherrschen, — jetzt sehen Sie, wohin ein solcher Fehler führen kann."

Diese Worte vermehrten noch die Verzweiflung des armen Knaben. Seine Glieder bewegten sich in convulsivischem Zittern; er schluchzte heftig, so daß seine Schwester sich genöthigt sah, ihm Trost zuzusprechen, obgleich ihr eigenes Herz nichts davon wissen wollte.

Alles schien sich heute zu vereinigen, die Absichten der armen Kinder zu vereiteln. Ein kalter Regen war seit ihrer Abreise vom Schlosse ohne Unterlaß gefallen, und die Nacht war so finster, daß sie ihren Vater nicht sehen konnten, obgleich sie nur wenige Schritte hinter ihm hergingen. Ihr Wegweiser waren die Flüche und Verwünschungen der rohen Soldaten, welche die Eskorte begleiteten. Unbeschreiblicher Schmerz

durchzuckte jedes Mal ihre Seelen, wenn sie diese Rohheiten hörten, da sie sich dann auf's schrecklichste die Leiden ausmalten, die den theuern Gefangenen noch ferner erwarteten. In bittern Thränen zerfließend folgten sie dem Wagen.

Endlich kamen sie, vom Regen ganz durchnäßt und zitternd vor Kälte, an den Thoren der Stadt an. Aber ihr Mißgeschick hatte sein Ende noch nicht erreicht. Es war fast Mitternacht, die Zugbrücken waren längst aufgezogen, und man mußte, um Eintritt in die Stadt zu erlangen, dazu besondere Erlaubniß vom Befehlshaber derselben nachsuchen. Wer sollte ihnen diese Erlaubniß in so später Nacht auswirken? Ach! sie durften ihren Namen nicht einmal nennen. Mit Schmerzen und Angst sahen sie den lieben Vater hinter den Thoren verschwinden, und es war ihnen nicht möglich ihm zu folgen, sie konnten also nicht erfahren, wo er eingekerkert wurde.

„Mein Vater, mein armer Vater!“ schrie Aline jammernd. So nahe sind wir bei Dir, und doch von Dir getrennt! Deine Kinder sollen das Gefängniß nicht kennen, in welches sie Dich in dieser schrecklichen Nacht werfen! Deine Kinder werden keinen Zutritt zu Dir erlangen, um Deine Leiden durch ihre Zärtlichkeit zu versüßen!

„Fassen Sie Muth, Fräulein,“ sagte Andre, obgleich selbst durch das unvorhergesehene Hinderniß auf's äußerste niedergeschlagen, „fassen Sie Muth, ich bitte Sie. Mit Anbruch des Tages, sobald sich die Thore öffnen, werden wir in die Stadt gehen. Ich habe Verwandte daselbst, welche meinem guten Herrn vieles zu verdanken haben; sie werden uns gerne behilflich sein, das Gefängniß Ihres Herrn Vaters aufzusuchen. Was mir jetzt nur Sorge macht, ist die Schwierigkeit, in diesem Augenblicke ein Obdach zu finden, wo Sie sich nach so vielen Mühen und Anstrengungen etwas ausruhen könnten. Ich wüßte hier in der Nähe keinen

andern Ort, als die Ruinen einer Kapelle, die vor wenigen Tagen zerstört wurde.

„Gut,“ sagte Aline, „gehen wir dorthin! Ach! ich erinnere mich dieses heiligen Ortes; als ich noch ein Kind war, ging ich oft mit meinem guten Vater hin, um dort vor der allerseligsten Jungfrau zu beten. Damals war ich noch froh und glücklich, das Leben erschien mir so schön, und jetzt ...“

Sie vollendete ihren Satz nicht, denn sie bemerkte, wie schmerzlich sich das Gesicht ihres Bruders verzog, wenn er sie so klagen hörte. Er fühlte seine Schuld, hatte er ja allein das Unglück der ganzen Familie verursacht, während sie sich keinen Vorwurf zu machen hatte. Die Unschuld des Herzens ist eine sichere Stütze gegen das über uns hereinbrechende Mißgeschick, und wer aus ihr seine Kraft schöpft, kann sich nie ganz und gar unglücklich nennen.

Aline erkannte dies und wollte dem an und für sich schon so unglücklichen Bruder nicht noch mehr wehe thun. Deshalb nahm sie sich vor, in Zukunft ihren Schmerz vor Leonce zu verbergen, um ihm so mit dem Beispiele muthiger Ergebung voranzugehen, und wirklich zeigte sie von nun an in ihrem ganzen Benehmen eine hochherzige Entschlossenheit.

„Tröste Dich, lieber Bruder,“ sagte sie zu Leonce, „der liebe Gott wird sich unser erbarmen. Laß uns zusammen zu ihm beten, er wird uns gewiß ein Mittel an die Hand geben, den lieben Vater zu befreien.“

„Ach!“ seufzte Leonce, „könnte ich ihn um den Preis meines Blutes aus dem Kerker retten, mit welcher Freude brächte ich dieses Opfer! Aber eines solchen Glückes bin ich nicht mehr werth.“

„Glaubst Du denn, daß der Himmel sich durch Deine Reue nicht versöhnen lasse,“ entgegnete das fromme Mädchen, „und weißt Du nicht, daß man seine Fehler durch aufrichtige Reue wieder gut machen

kann? Gib daher die Hoffnung nicht auf, lieber Bruder. Der Schlag, der uns getroffen hat, ist ohne Zweifel sehr hart, aber Gott ist allgütig und allmächtig; er kann in unsere schwachen Hände die Gewalt legen, die Fesseln desjenigen zu brechen, den wir so sehr lieben, und ich habe das feste Vertrauen, daß seine Güte uns diese Gnade nicht versagen wird."

Unter diesen Gesprächen waren sie bei den Ruinen der Kapelle angelangt. Einige Theile derselben waren noch so erhalten, daß sie ihnen Schutz vor dem herniederströmenden Regen gewährten, wenn auch der Frost ihre erstarrten Glieder schüttelte. Auf einem mit weichem Moos bewachsenen Steine knieten sie vor dem zerbrochenen Madonnenbilde nieder, welches trotz seiner Verunstaltung noch immer ein Gegenstand ihrer kindlichen Verehrung war, und ihre Seelen schwangen sich in glühendem Gebete zum Himmel empor. Nach und nach gewannen auch ihre Herzen wieder einige Ruhe.

Bald dämmerte am fernen Horizonte der Morgen herauf. Die Wolken zerstreuten sich, und die Sonne stieg majestätisch am Himmel empor. Die ganze Natur freute sich des neu gewordenen Tages. Nur die beiden Kinder des Grafen von Barencourt betrachteten sich gegenseitig mit unnennbarer Trauer. Eine einzige Nacht der Leiden hatte auf ihrem gestern noch so schönen und frischen Angesichte einen solchen Ausdruck des Schmerzes zurückgelassen, daß sie sich ohne tiefe Bewegung gar nicht ansehen konnten. Aline vermochte sich nur mit Mühe aufrecht zu halten, ihre Augen waren von Thränen ganz geröthet. Leonce schien nur mehr sein eigener Schatten zu sein. Sein Auge blickte trüb, seine Wangen waren eingesunken und farblos, auf seinen Zügen lagerte tiefe Niedergeschlagenheit, sein ganzes Aussehen gab Zeugniß von dem, was er diese Nacht gelitten.

An die Stelle seiner jugendlichen Sorglosigkeit war bitterer Kummer getreten, wie dieß gewöhnlich bei

Menschen der Fall ist, welchen die Vorsehung bestimmt hat, das Unglück zu verkosten. Eine große Entschiedenheit sprach aus seinem Benehmen, denn er war entschlossen, um jeden Preis die Befreiung zu bewerkstelligen. Ungeduldig harrte er des Augenblickes, in welchem sie in die Stadt kommen konnten, da er hier die Mittel zu finden hoffte, sein Vorhaben auszuführen.

„Komm', liebe Schwester," sagte er zu Aline, indem er ihre Hand ergriff, „die Sonne geht auf, und die Thore werden nun geöffnet; laß uns eilen. — Aline, Du hast mir Muth zugesprochen, ich will Dir folgen. Nur um eines bitte ich Dich, weine nicht mehr in meiner Gegenwart. Deine Thränen sind mir ein so harter Vorwurf für mein Vergehen, daß ich meine, das Herz müsse mir brechen, wenn ich Dich gar so traurig sehe."

„Suchen Sie lieber beide alle Spuren von Traurigkeit aus Ihrem Angesichte zu verwischen," bemerkte Andre. „Ihr Anblick würde sonst die Aufmerksamkeit der Leute auf sich ziehen, und das wäre unter den obwaltenden Umständen sehr gefährlich. Seien Sie versichert, daß jeder Ihrer Schritte beobachtet wird, wenn Sie erkannt werden, und dann ist auch jeder Versuch zur Rettung Ihres Herrn Vaters vergeblich."

Dieser Rath war zu weise, als daß die beiden Geschwister sich nicht alle Mühe hätten geben sollen, ihn zu befolgen. Sie suchten also jedes Zeichen von Niedergeschlagenheit aus ihren Mienen zu verdrängen. Da es jetzt an der Zeit war, um welche die Thore gewöhnlich geöffnet wurden, machten sie sich auf den Weg und betraten bald darauf die Stadt, ohne daß sich ihnen ein neues Hinderniß in den Weg gestellt hätte.

Andre's erste Sorge nach ihrer Ankunft daselbst war, eine sichere Zufluchtsstätte für seine Schützlinge zu suchen. Wie wir wissen, hatte er anfangs die Absicht, sie zu seinem Verwandten, einem Schiffer, zu

bringen, der zufällig in der Nähe der Stadt vor Anker lag, da er überzeugt war, daß sie in dessen kleinem Transportschiffe vor jeder Entdeckung sicher wären. Aber er verwarf diesen Plan wieder, da sie in dem Falle zu weit von ihrem Vater entfernt, und somit Versuche zur Rettung desselben schwierig gewesen wären. Er erinnerte sich, daß in der Stadt eine Frau wohne, welche früher häufig auf dem Schlosse gearbeitet hatte, und die, wie er wohl wußte, eine große Anhänglichkeit an die gräfliche Familie hegte. Dahin beschloß er sie zu führen. Die Frau, eben so herzensgut als verschwiegen, nahm die beiden Kinder mit der innigsten Theilnahme auf und beeilte sich, ihnen ein frugales Frühstück zu bereiten, da ein solches ihnen vor allem Noth that. Dann verschaffte sie ihnen eine andere Kleidung, denn sie bestanden darauf, ihre vornehmen Kleider mit ärmlichen zu vertauschen, um desto eher unerkannt zu bleiben. Aline wählte ein Kleid, Schürze und die runde Haube, wie sie die Töchter der Handwerksleute trugen, Leonce den kurzen Rock der Arbeiterklasse. — Ihre Umwandlung gelang so wohl, daß sie hoffen durften, allen böswilligen oder vorwitzigen Blicken zu entgehen.

Unter andern Verhältnissen hätte diese Verkleidung ihnen große Freude gemacht, jetzt aber wurden sie dadurch zu sehr an ihr Unglück erinnert, so daß sie in ein schmerzliches Weinen ausbrachen, als sie einander in der neuen Kleidung erblickten. Besonders Leonce betrachtete seine Schwester mit unsäglicher Herzensbeklemmung, und es fehlte wenig, so wäre er vor ihr auf die Kniee gestürzt und hätte sie um Verzeihung angefleht. Denn mit jedem Augenblicke steigerte sich vor seinen Augen seine Schuld, wenn er daran dachte, welches Unheil er verursacht habe, — und mit jedem Augenblicke fühlte er sich unglücklicher.

Unterdessen hatte Andre sie verlassen, um Erkundigungen einzuziehen, in welchem Gefängnisse man

den Grafen untergebracht habe; aber alle seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Vergebens war er, sogar auf die Gefahr hin, sich selbst zu verdächtigen, in die verschiedenen Gefängnisse gegangen, in welchen man die politischen Gefangenen haufenweise eingesperrt hatte; aber überall wurde er barsch abgewiesen, ohne daß man auch nur eine einzige seiner Fragen beantwortet hätte. Er gab endlich alle Hoffnung auf, allein etwas auszurichten, und suchte deshalb seinen Verwandten, den Schiffer auf, um mit diesem gemeinschaftliche Schritte für den folgenden Tag zu verabreden. Erst am späten Abende kehrte er zu den beiden Geschwistern zurück, deren Niedergeschlagenheit durch die trostlosen Nachrichten, welche Andre mitbrachte, immer mehr wuchs.

Drittes Kapitel.

Die Befreiung aus dem Kerker.

In Folge der außergewöhnlichen und übermäßigen Anstrengungen während der verflossenen Nacht war Leonce so ermüdet, daß er auf dem ärmlichen, aber reinlichen Lager, das ihm seine freundliche Wirthin zurecht machte, bald in einen tiefen Schlaf sank und so für einige Stunden seinem Kummer entrückt war. Aline dagegen war nicht so glücklich. Während der ganzen Nacht wurde sie von schrecklichen Traumbildern verfolgt, so daß sie sich am Morgen müder fühlte, als am vorhergehenden Abende. Sobald daher der Tag graute, erhob sie sich und bereitete sich zu einem Ausgange.

Sie hatte nämlich schon gestern die traurige Kunde erhalten, daß das Kloster der Ursulinerinnen, wo sie so glückliche Tage verlebt hatte, geplündert und zerstört worden sei. Da sie nun nicht zu fürchten brauchte, in ihrer neuen Kleidung, zumal zu so früher Stunde erkannt zu werden, wollte sie noch einmal diesen ihr heiligen Ort besuchen, wo kein Plätzchen zu finden war, das ihr nicht durch die Erinnerung lieb und theuer gewesen wäre. Ihre Wirthin bot ihr ihre Begleitung an, da aber das Kloster ganz in der Nähe gelegen war, nahm sie das Anerbieten nicht an, sondern versprach nur, recht bald wieder zu kommen, damit die gute Frau sich nicht zu beunruhigen brauche.

Mit schwerem Herzen näherte sie sich dem Kloster, bei dessen Anblick sie in Thränen fast zerfloß. Von

dem ehemals so prachtvollen Hause war nichts als ein Haufen Schutt übrig geblieben, der ein stummes und doch beredtes Zeugniß ablegte, wie weit die Wuth eines Volkes gehen kann, das, durch Parteihaß verblendet, in gräuelvollem Bürgerkriege sich selbst zerfleischt.

„O mein Gott!“ sagte Aline laut vor sich hin, während ihr Auge schmerzlich über die Trümmer hinschweifte, „mein Gott! nichts als Ruinen! Und was ist aus meinen armen Lehrerinnen geworden?“

„Sie sind im Gefängnisse,“ antwortete eine Stimme, die trotz ihres weichen Tones Alinen einen heftigen Schrecken verursachte. In demselben Augenblicke trat hinter einem Trümmerhaufen ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren hervor, deren liebliches Aeußere sie sogleich beruhigte. Die Kleine war fast ganz wie Aline gekleidet, nur wallte ihr blondes, auffallend langes Haar, statt daß Aline dasselbe unter der Haube aufgebunden hatte, anmuthig über ihren Nacken, was ihr einen ganz besondern Reiz verlieh.

„Sie sind also auch ein Zögling der guten Schwestern,“ fragte sie Aline zutraulich, sie aufmerksam betrachtend. „Das ist doch sonderbar, ich erinnere mich nicht, Sie je gesehen zu haben, und doch kam ich so oft zu den guten Nönnchen, die mir jedes Mal, wenn ich sie besuchte, entweder Spielzeug oder Zuckerwerk, zuweilen auch ein schönes Kleid schenkten. Ich kannte alle die Fräulein, nur Sie kenne ich nicht.“

Aline erinnerte sich jetzt, das Kind öfter gesehen zu haben. Es gehörte einer sehr rechtschaffenen, aber unbemittelten Familie an, welcher die frommen Nonnen viele Wohlthaten erwiesen hatten. Sie richtete einige Fragen an die Kleine und erfuhr, daß sie Louise heiße, in der Nachbarschaft wohne und häufig hierher komme, um für ihre Wohlthäterinnen unter den Ruinen ihrer frühern Wohnung zu beten.

„Der liebe Gott wird Dich dafür segnen,“ sagte

Aline zu ihr, tief gerührt von den Gefühlen, welche das Kind kundgab. „Aber erzähle mir doch etwas von unsern beiderseitigen Freundinnen. Sie sind im Gefängnisse, sagst Du?"

„Nicht alle, einige waren so glücklich, sich durch die Flucht zu retten, während der rohe Haufe das Kloster zerstörte; der größere Theil aber ist gefangen genommen und eingekerkert worden."

„Die Unglücklichen! Weißt Du nicht, ob man vielleicht zu ihnen kommen kann?"

„O gewiß! ich gehe sehr häufig zu ihnen."

„Du kannst sie besuchen? Wo sind sie denn eingekerkert?"

„In dem großen Hause, welches früher das englische Collegium genannt wurde, — Sie wissen es vielleicht? Es liegt in der St. Bertin's-Straße."

„Sind auch noch andere Gefangene dort?" fragte Aline mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Noch sehr viele," entgegnete Louise, „es werden jetzt alle dorthin gebracht, da die andern Gefängnisse, wie man sagt, allzu sehr überfüllt sind."

„Wie hast Du den Zutritt zu diesem schauerlichen Orte erlangen können?"

„Einmal deswegen, weil die guten Schwestern Besuch empfangen dürfen, besonders aber, weil der Bürger Vincent, mein Taufpathe, dort Kerkermeister ist. Er ist zwar ein wenig unwirsch, zuweilen sogar sehr finster, aber er hat mich gerne, nennt mich nur die Schöne mit dem goldenen Haar und schlägt mir nie etwas ab."

„Du gehst also oft in das Gefängniß?"

„Ja, meine Mutter bekömmt öfter von guten Leuten kräftige Fleischbrühe oder auch Eingemachtes für die armen Schwestern und erlaubt mir dann immer, ihnen diese kleine Erleichterung zu bringen."

Mit diesen Worten zeigte sie auf einen Korb, den sie auf den Schutt hingestellt hatte, und rief mit dem

Ausdrucke lebhafter Freude: „Sehen Sie, das ist für sie. Ich bin heute recht glücklich, denn mein Korb ist ganz voll.“

Während die Kleine so mit rührender Einfalt plauderte, war in Aline ein Hoffnungsschimmer aufgeleuchtet. Bei dem Gedanken, daß in demselben Gefängnisse, in welchem ihre frühern Lehrerinnen seufzten, vielleicht auch ihr Vater schmachte, erwachte in ihrem Herzen ein so heftiges Verlangen dahin zu gehen, daß sie den Sturm der Gefühle, der in ihrem Innern tobte, nur mit größter Mühe verbergen konnte. Sie glaubte sicher, daß die göttliche Vorsehung ihr dieses Kind zugeschickt habe, und hoffte, durch dessen Vermittlung den Zutritt in das Gefängniß zu erlangen. Deshalb suchte sie das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand zu leiten, indem sie zu Louise sagte:

„Wie glücklich bist Du, liebe Louise, und wie sehr wünschte ich, Dich begleiten zu dürfen!“

„Würde Ihnen das wirklich Freude machen?“

„Ach, gute Louise! Du würdest mich Dir unendlich verpflichten, wenn Du mich mitnähmest.“

„Ei, kommen Sie mit. Mein Pathe wird wohl jetzt aufgestanden sein; ich umarme ihn ein Mal mehr, dann wird er sicher nichts dagegen haben, daß Sie mit mir eintreten.“

„Aber die Schildwachen?“

„Die werden hoffentlich nichts sagen, da Sie ja auch noch ein junges Mädchen sind.“

In der That entsprach Alinens Aeußeres ebenso wenig ihrem Alter, als ihrem früh ausgebildeten Geiste. Ihre Züge waren so fein und so zart, daß man sie in ihrem jetzigen Anzuge nicht älter als vierzehn Jahre schätzen konnte.

Sie folgte also ihrer kleinen Führerin, und wenige Minuten später waren sie vor dem Thore des Gefängnisses angelangt. — Keine Feder vermag zu beschreiben, was in Aline vorging, welche Gedanken

sich in ihrem Kopfe kreuzten, welcher Sturm in ihrem Busen tobte, mit welcher Heftigkeit ihr Herz pochte, als sie den grauenhaften Ort erblickte, an welchem wahrscheinlich ihr Vater in Banden lag, und welche Aufregung sich ihrer erst bemächtigte, als sie die finstern Gestalten gewahrte, welche den Eingang bewachten.

„Wohin?" fuhr die Schildwache sie rauh an.

„Zu dem Bürger Vincent, meinem Pathen, antwortete Louise, den Soldaten freundlich anlachend.

„Der Bürger Vincent Dein Pathe? Wirklich, dieser Vater Vincent scheint schöne Pathinnen zu haben! Wie ihm das so ähnlich sieht! Rufe ihn doch," wandte er sich an einen der umherstehenden Soldaten, „damit wir hören, ob wir diese schönen Mädchen hereinlassen dürfen."

Einige Augenblicke darauf erschien ein großer Mann mit einem mächtigen Schlüsselbunde in der Hand. Seine Züge trugen das Gepräge einer niedrigen und gemeinen Gesinnung, und die rothe Mütze, welche er schief auf seinem verworrenen Kopfe trug, gab ihm einen abstoßenden Ausdruck.

„Wie! bist Du schon da?" sagte er zu Louise, die auf ihn zueilte und ihn umarmte.

„Ja, Pathe; ich komme heute so früh, weil ich hernach zu Hause arbeiten muß. Das ist meine Begleiterin," sagte sie auf Aline zeigend, die zitternd in einiger Entfernung stehen geblieben war, „sie hat mir geholfen meinen Korb tragen: Du läßt sie mit mir zu den Nonnen gehen, nicht wahr, mein guter, lieber Pathe?"

„Wozu denn?" brummte mürrisch der Kerkermeister.

„Sie ging zu den Ursulinerinnen in die Schule und wünscht ihre frühern Lehrerinnen noch einmal zu sehen."

„Dummes Zeug! Diese verfluchten Nonnen mit ihren ewigen Paternostern und ihren zuckersüßen Ge-

sichtchen ziehen eine ganze Menge Menschen her. Und auch Du, was hast Du so oft bei ihnen zu thun?"

„Aber weißt Du denn nicht mehr, lieber Pathe, daß sie meine Mutter in ihrer Krankheit so sorgfältig pflegten, und daß sie immer so gut gegen mich waren?"

„Zum Henker! Darin kann ich nicht viel Verdienst sehen," entgegnete der Cerberus. „Dein Vater fütterte sie, und dafür konnten sie doch wohl ein wenig Mitleid zur Schau tragen. Doch, wenn Du und Deine Begleiterin so gar sehr in sie vernarrt seid, meinetwegen, heute mögt Ihr noch zu ihnen gehen."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so ergriff auch schon Louise die bebende Aline bei der Hand, und in einem Sprunge waren sie bei dem engen Verschlage, der zum Eingang in das Haus diente. Der Kerkermeister schritt mürrisch vor ihnen her, öffnete eine Thüre und zog sich zurück, nachdem er sie in ein düsteres Zimmer, das zugleich zum Wohn- und Schlafzimmer diente, hatte eintreten lassen. Einige Frauen lagen in demselben auf den Knieen und beteten gemeinschaftlich das Salve Regina. Als jedoch die beiden Mädchen eintraten, erhob sich eine derselben und kam ihnen entgegen. Es war Mutter Angela. Aline erkannte sie sofort, obgleich Unglück und Leiden ihre Züge sehr verändert hatten, und sie auch das Ordenskleid nicht mehr trug.

„Wie gut bist Du, liebe Louise!" sagte sie zu der Kleinen, die geschäftig die Schätze ihres Korbes auspackte. „Möge der himmlische Vater Dir und Deiner Mutter den Eifer und die theilnehmende Liebe vergelten, mit der Ihr für uns sorget!"

Unterdessen stand Aline mit fast hörbar pochendem Herzen in einer dunklen Ecke und wagte nicht, dieselbe zu verlassen, da sie fürchtete, ihr Name möchte vor ihrer kleinen Freundin genannt werden. Als Louise endlich zu den andern Schwestern ging, trat sie schüchtern der Oberin näher und gab sich ihr zu erkennen.

„Meine Tochter, meine liebe Aline!“ sagte diese leise, mit Gewalt ihre Aufregung verbergend, „das Unglück hat also auch Dich getroffen! Ach! seit ich Deinen unglücklichen Vater gesehen, dachte ich nur mehr an Dich, an Deinen Schmerz.“

„Sie haben ihn gesehen, liebe Mutter! Sie haben meinen Vater gesehen! Er ist also in diesem Gefängnisse?

„Er ist hier, ich bin dessen gewiß,“ antwortete Mutter Angela. „In der vorletzten Nacht hörte ich, während ich betete, hastige Schritte auf dem benachbarten Gange, welche sich in der Richtung nach dem Hofe hin verloren, in welchen man durch dieses Fensterchen sehen kann. Von unerklärbarem Schrecken getrieben, näherte ich mich leise dem Fenster und sah Deinen unglücklichen Vater in der Mitte der ihn begleitenden Soldaten. Einige Pechfackeln beleuchteten seinen nächtlichen Gang.“

„Und Sie haben ihn wirklich erkannt? Sie haben seine theuern Züge gesehen? Er war ohne Zweifel sehr niedergeschlagen, sehr angegriffen?“ fragte Aline in unsäglicher Angst.

„Beruhige Dich, meine Tochter, aus seinen Zügen habe ich im Gegentheil lesen können, daß er sein Schicksal mit Ergebung in Gottes heiligen Willen erträgt. Der liebe Gott wird ihn auch, hoffe ich fest, in einer so harten Prüfung nicht verlassen.“

„Ach, könnte ich ihn nur noch einmal sehen!“ seufzte Aline.

„Dieser Trost kann Dir jetzt nicht gewährt werden, meine liebe Aline. Gestern wagte ich, als wir uns im Hofe etwas ergehen durften, einen unserer vielen Mitgefangenen nach ihm zu fragen, und erfuhr, daß Dein armer Vater in dem Flügel des Gebäudes sei, in welchen man diejenigen bringt, deren Aufenthalt man verheimlichen will. Um die Erlaubniß zu bitten, zu ihm gehen zu dürfen, wäre ebenso vergeb-

lich als gefährlich, so lange diese harte Maßregel in Kraft bleibt."

In diesem Augenblicke trat der Kerkermeister ein. „Nun Louise," rief er in rauhem Tone, „hast Du noch nicht genug mit diesen Nonnen geplaudert? Vorwärts, beeile Dich ein wenig! Ich habe gar keine Lust, Deinetwegen meine Pflicht zu vernachlässigen."

„Hier bin ich schon, Pathe, hier bin ich." Mit diesen Worten nahm sie ihren Korb und gab Alinen ein Zeichen, ihr zu folgen. Ein schmerzlicher Blick wurde noch zwischen dieser und Mutter Angela gewechselt. Dann wurde die Thüre wieder fest verschlossen.

Als Louise sich von ihrem Pathen verabschiedete, bat sie um die Erlaubniß, wieder kommen zu dürfen. Dieses Mal jedoch scheiterten ihre Liebkosungen an der üblen Laune des Cerberus.

„Nein, nein," sagte er, „es ist jetzt genug. Das Haus wird ja förmlich von diesen Aristokratenhunden belagert. Zwei meiner Unterbeschließer sind krank. Ich habe keine Zeit mehr, Deinem Geschwätz zuzuhören; mach' Dich fort und komme sobald nicht mehr zurück."

Louise wagte nicht, weiter in ihn zu dringen, beruhigte aber Aline über dessen Benehmen, und versprach, ihr in wenigen Tagen Nachricht von den guten Nönnchen zu bringen. Als Ort ihrer Zusammenkunft wurde die Stelle bezeichnet, an welcher sie sich heute zum ersten Male gesehen hatten.

Aline warf noch einen letzten Blick auf die schwarzen Mauern, welche ihren Vater umschlossen, und eilte zu Leonce und Andre, um sie von Allem in Kenntniß zu setzen, was sie selbst erlebt, und was ihr die Mutter Angela erzählt hatte. Beide waren hoch erfreut über die gemachte Entdeckung und beriethen sich mit Aline, auf welchem Wege wohl am besten die Befreiung des Grafen zu bewerkstelligen sei. Ueberall stießen

sie auf unüberwindliche Hindernisse oder große Gefahren. Die menschliche Gerechtigkeit, ohnedies oft blind, war zu dieser traurigen Zeit ganz beherrscht von Furcht und den unordentlichsten Leidenschaften; von ihr ließ sich nichts erwarten. List war das einzige Mittel, dessen man sich zu Gunsten der unglücklichen Schlachtopfer des Fanatismus und der Revolution bedienen konnte. Und dazu war Andre entschlossen, seine Zuflucht zu nehmen. Aber er wollte nichts unternehmen, bevor er seinen Verwandten Marcel, der ihm seine Hilfe versprochen hatte, zu Rathe gezogen hätte.

Als er sich zu diesem Zwecke auf dessen Schiff begeben wollte, folgte ihm Leonce. Dieser hatte sich von seiner Schwester alle, auch die kleinsten Umstände, ja jedes Wort, das sie bei ihrem Besuche im Gefängnisse gehört hatte, mehrmals wiederholen lassen und hiernach seinen Plan gebildet. Sobald er sich daher dem treuen Diener gegenüber frei aussprechen konnte, theilte er ihm seinen Entschluß mit, in jenem schrecklichen Hause Dienste zu nehmen.

„Lieber Andre," sagte er, „Du bist die einzige Stütze, die uns armen Waisen geblieben ist, Du vertrittst Vaterstelle an uns, ja, Du opferst Dich großmüthig auf für unser Wohlergehen. Es ist daher meine Pflicht, nichts ohne Deinen Rath und Deine Zustimmung zu thun. Ich bitte Dich jedoch, betrachte mich nicht mehr als den leichtsinnigen, hochmüthigen und schwatzhaften Knaben von ehemals, der in vollstem Maße Deine Verachtung verdiente, sondern als einen von Reue zerknirschten Jüngling, den eine harte Lektion gewitzigt hat, und der noch werth ist, an der Befreiung seines Vaters thätig mitzuwirken. Dieser Gedanke allein, daß ich eines solchen Glückes noch nicht ganz unwerth bin, hält meinen Muth aufrecht unter so vielen Schmerzen, die meine Seele zerreißen. Ich bitte Dich bei Allem, was Dir heilig ist, versage mir

Deine Zustimmung zu dem Unternehmen und Deinen Beistand nicht. Traue meinem Muthe und sei versichert, daß ich mich klug benehmen werde, gilt es Freiheit und Leben meines Vaters. Ich bin zum Verräther an ihm geworden, laß mich auch sein Retter werden. Suche mir eine Stelle in dem Gefängnisse zu verschaffen, welcher Art sie auch sein mag, dann wollen wir einen Fluchtplan entwerfen, dem der liebe Gott seinen Segen gewiß nicht versagen wird zum Zeichen, daß er meine Reue gnädig angenommen hat."

Leonce hatte diese Worte mit einem so edlen und rührenden Ausdruck gesprochen, dabei hatte er eine so feste und männliche Haltung, daß Andre ihn mit Erstaunen und zugleich mit inniger Freude betrachtete. Leonce war wirklich nicht mehr derselbe, wie ehedem. Eine erstaunliche Umwandlung, wie sie nur in Folge des unerwarteten Schlages, der seine Familie getroffen hatte, eintreten konnte, war in seinem Innern vorgegangen. — Es ist allgemein anerkannt, daß die Entwickelung der geistigen und moralischen Kraft des Menschen nicht immer in regelmäßigem Fortschreiten vor sich geht. Es gibt Umstände und Ereignisse, welche in wenigen Minuten ein Werk vollbringen, das in seinem gewöhnlichen Gange Jahre lange Anstrengungen erfordert. — Ein solches Ereigniß war für unsern Leonce in dem Augenblicke eingetreten, als er erkannte, sein Vater schmachte durch seine Schuld im Kerker, aus welchem es nur ein Schritt bis zum Schaffote war.

Andre, selbst von Natur mit reichen Anlagen begabt, erkannte sogleich die glückliche Veränderung, die mit Leonce vorgegangen war. Aber auf dessen Vorschlag wollte er durchaus nicht eingehen, nicht als ob er an der Festigkeit seiner Vorsätze oder an seiner Beharrlichkeit gezweifelt hätte, sondern weil er fürchtete, derselbe gehe Gefahren entgegen, denen er sich selbst unterziehen solle.

„Lieber Herr Leonce," sagte er, „Ihr Wunsch,

den Vater befreit zu sehen, ist auch der meinige. Auch darin haben Sie Recht, daß wir uns in's Innere des Kerkers hineinschleichen müssen, denn vor Allem müssen wir die Zelle des Herrn Grafen genau kennen und ihm Werkzeuge verschaffen, womit er sich einen Ausweg bahnen kann, und dann erst können und müssen wir auch von außen Mittel in Bewegung setzen, ihn den Henkern zu entreißen. Aber warum soll ich es nicht sein, der die schwerste Rolle übernimmt, nämlich das Gefängniß auszukundschaften?"

„Weil Du allein von außen die Mittel in's Werk setzen kannst, von denen Du sprichst. Und wenn unser Vorhaben entdeckt werden sollte, was der Himmel verhüten mag, so habe ich doch wenigstens den Trost, meiner armen Schwester in Dir eine kräftige Stütze zurückzulassen, während ich, jung und ohne Freunde, nicht das Geringste für sie thun könnte. Was habe ich übrigens auch zu fürchten? In dieser Kleidung ahnt Niemand den Sohn des Grafen von Barencourt. Und, ich wiederhole es, ich kann Alles ertragen, alles leiden, um meinen lieben Vater zu befreien. Verwirf daher meinen Plan nicht, lieber Andre. Gott hat ihn mir eingegeben, daran zweifle ich keinen Augenblick; Gott wird mir auch die Kraft verleihen, die Prüfungen zu bestehen, durch die ich mein Vergehen sühnen kann."

Der gute Diener mußte nachgeben. Der Graf mußte um jeden Preis bald befreit werden, sollte sein Haupt nicht unrettbar unter dem Beile des Henkers fallen, denn die Justiz der Revolution war rasch und blutig. Doch willigte Andre nur unter der Bedingung ein, daß Marcel, dessen Beistand ihnen unentbehrlich war, den Plan für gut fände.

Marcel hatte ein gutes Herz. Er verdankte Herrn von Barencourt seinen ganzen Wohlstand, da dieser ihm einst bedeutende Summen vorgestreckt hatte, womit er seine Geschäfte ausgedehnt hatte, und noch hatte

er seine Schuld nicht ganz abgetragen. Jetzt war ihm Gelegenheit geboten, seinem Wohlthäter zu vergelten, und der wackere Mann zögerte keinen Augenblick, sie zu ergreifen; selbst sein Leben war er bereit für die Befreiung des Grafen einzusetzen. Der ihm mitgetheilte Plan fand seinen ganzen Beifall. Auf der Stelle erbot er sich, die zur Ausführung desselben nothwendigen Vorbereitungen zu treffen. — Am folgenden Morgen schon wurde Leonce dem Kerkermeister Vincent als ein armer Waisenknabe vorgestellt, der in seine Dienste zu treten wünsche.

Da Leonce immer auf dem Lande gelebt hatte und nach dem Willen seines Vaters tägliche Leibesübungen anstellen mußte, so hatte er ein für sein Alter sehr kräftiges Aussehen, das durch seine jetzige Tracht noch sehr gehoben wurde. Seine Bewegungen waren lebhaft, aus seinem Auge sprach eine große Klugheit, auf seinen Zügen lagerte Entschlossenheit, ja ein gewisser Trotz.

Dieses Aeußere gefiel dem Kerkermeister, dem es gar nicht unlieb war, eine Aushilfe in seinen vielen Arbeiten zu finden, da zwei seiner Gehilfen, wie wir oben schon gehört haben, krank waren, und er so fast allein für die vielen Gefangenen Sorge tragen mußte. Zudem war Leonce mit einem Empfehlungsbriefe versehen, den ein alter Freund Vincent's noch im letzten Augenblicke vor seiner Abreise zur Armee geschrieben hatte; diese Empfehlung leistete gute Dienste.

„Du bist mir in einem vortheilhaften Lichte geschildert worden, Bursche,“ sagte der Cerberus. „Hältst Du Dich auch fähig, das zu leisten, was hier von Dir verlangt wird?“

„Ich glaube, ja, Bürger Kerkermeister! Ich bin noch jung, daß ist wahr, aber das hat wohl nichts zu bedeuten, wenn man den guten Willen und die Kraft hat, seine Pflicht zu erfüllen.“

„Das heiß' ich gut antworten. Wie alt bist Du?“

„Fünfzehn und ein halbes Jahr, Bürger.“

„Bist Du ein guter Patriote?“

„Hm, wozu noch diese Frage? Jedermann liebt sein Vaterland, ich, hoffe ich, ebenso sehr wie jeder Andere.“

„Gut. Aber siehst Du, es gibt hier verdammt viele Aristokraten. Ehemals gingen diese Hunde stolz einher wie Pfauen; sie waren übermüthig und unbarmherzig gegen die armen Leute, die von ihnen abhängig waren, aber jetzt thun sie ganz demüthig und süß, um unser Mitleid zu erregen, die wir jetzt ihre Herren geworden sind. Man darf ihnen nie trauen, noch viel weniger sich in eine Unterhaltung mit ihnen einlassen, wenn man fest auf seinem Posten und seiner Pflicht treu bleiben will.“

„Beruhige Dich, Bürger. Ich habe gute Lust, mit ihnen mein Glück zu versuchen und, verlaß Dich darauf, ich werde ebenso schlau gegen sie sein, als ich ein gelehriger Schüler von Dir sein werde.“

„Nun wohlan! Die Sache ist abgemacht. Ich nehme Dich einstweilen zur Probe. Wenn die zwei Faullenzer, die sich krank stellen, in drei Tagen noch nicht auf den Beinen sind, wirst Du bleibend in meine Dienste treten. Vorwärts, gleich an die Arbeit! Nimm einen dieser Eimer auf den Kopf und folge mir, wir wollen die Suppe austheilen.“

Leonce gehorchte und folgte mit dem Eimer. Von diesem Augenblicke an war er so aufmerksam auf alle Bewegungen seines Herrn und richtete auch dessen kleinsten Aufträge so pünktlich aus, daß man hätte glauben mögen, der junge Mann hätte von jeher in Vincent's Dienste gestanden.

In seiner Seele tobte unterdessen ein gewaltiger Sturm. Einerseits wünschte er mit größter Ungeduld den Augenblick herbei, wo es ihm vergönnt sei, das theure Antlitz des Vaters wieder zu sehen, und doch durchschauerte es ihn eiskalt bei dem Gedanken, er

könne sich durch seine Aufregung verrathen und so den ganzen Plan vereiteln. Andererseits weckte jeder Gefangene, zu dem er mit Vincent kam, seine innigste Theilnahme. Gerne hätte er ihre Leiden erleichtert, gerne ihnen die Gefühle zu erkennen gegeben, von denen sein Herz überströmte, und doch durften seine Züge nichts kund geben als empörende Unempfindlichkeit.

Anfangs fürchtete er doch seine Kräfte in dieser Beziehung überschätzt zu haben; aber er wachte mit solcher Aufmerksamkeit über seine Gefühle, daß die erste Vertheilung der Suppe zu Ende ging, ohne daß man auch nur ahnen konnte, wie aufgeregt sein Inneres sei. Der Kerkermeister gewann sogar so großes Zutrauen zu ihm, daß er ihm eine Stunde später schon befahl, ihm in die Abtheilung des Hauses zu folgen, in welcher sich die oben erwähnten geheimen Gefangenen befanden.

Gebeugt unter der Last der für sie bestimmten Speisen, fühlte der arme Knabe, wie die eben ausgestandenen Aengsten sich erneuerten, ja verdoppelten. — Einer der finstern Kerker öffnete sich; er sah einen Unglücklichen darin, aber es war nicht sein Vater. Neun verschiedene Kerker besuchten sie, aber jedes Mal ward er in seinen Erwartungen getäuscht. Schon drohte die so lange mühsam bewahrte Kraft ihn zu verlassen, als er endlich im zehnten Verließe den Gegenstand seiner Liebe, seinen Vater, erblickte, den er so sehnlich gesucht hatte. — Jetzt war er nur zwei Schritte von dem entfernt, der ihm das Leben gegeben, er hörte seine Stimme, sah ihn gebeugt unter der Last seiner Leiden, — und diesem geliebten, von Schmerzen ganz zermalmten Vater gegenüber mußte er, der Sohn, unempfindlich bleiben, er durfte sich nicht an seine Brust werfen, durfte ihn nicht trösten, ja jede Regung seiner kindlichen Liebe mußte er gewaltsam unterdrücken! Ohne den mächtigen Beistand

des Himmels vermöchte kein Mensch dieses zu ertragen, seine Kraft würde dem Drucke weichen, der in einem solchen Augenblicke auf ihm lastet, auch die stärksten Vernunftgründe könnten ein Kind in diesem Alter nicht standhaft machen. Aber Gott gibt dem Schwachen seine Kraft, — und so triumphirte auch Leonce über sein Herz. Sein Gesicht hatte er hinter den Schirm einer ungewöhnlich großen Mütze verborgen, wodurch eine Erkennung von Seiten seines Vaters fast unmöglich war. Während nun Vincent mit dem Gefangenen sprach, ruhten seine Augen auf dem kleinen Fenster des Zimmers. Es war vergittert durch drei eiserne, vom Roste jedoch schon ganz zerfressene Stangen, die mit Hilfe einer Feile leicht zu beseitigen waren. Seine Brust begann wieder freier zu athmen, denn jetzt hatte er die beste Hoffnung, daß ihr Vorhaben gelingen werde.

Zwar überfiel ihn wieder ein leichtes Zittern, als er den Kerker verlassen mußte, die Riegel vorgeschoben wurden, und der Schlüssel sich knarrend in dem verrosteten Schlosse drehte, aber seine Fassung verlor er nicht. Seine unempfindliche Miene hatte ihm die volle Gunst des Kerkermeisters gewonnen. Dieser wünschte sich Glück, einen so trefflichen Gehilfen gefunden zu haben. Er ging mit seinem neuen Zöglinge durch alle Gefängnisse und zeigte ihm Alles, was dort zu thun sei, damit er in Zukunft allein die verschiedenen kleineren Verrichtungen besorgen könne, welche in Ermangelung von gewöhnlichen Aufsehern dem Kerkermeister oblagen.

So nahte der Abend heran. Den ganzen Tag hindurch hatte Leonce seine Augen und Ohren offen gehalten und die ganze Lage und Beschaffenheit des Gefängnisses wohl ausgespäht. Jetzt brannte er vor Ungeduld, seine Schwester wiederzusehen und Andre die Erfahrungen des Tages mitzutheilen, um sich dann mit ihm über das weitere Verfahren zu berathen.

Aber aus Furcht, bei dem Kerkermeister Verdacht zu erregen, wagte er nicht um die Erlaubniß zu einem Ausgange zu bitten. Erst nach Einbruch der Nacht ward ihm Gelegenheit geboten, auch diesen Wunsch zu erfüllen. Vincent hatte nämlich die Gewohnheit, jeden Abend nach Beendigung seines Tagewerkes Trankopfer, wie er sagte, darzubringen, um sich gesund und bei Kräften zu erhalten. Er befahl also Leonce einen großen Krug Branntwein, Lebenswasser nannte er es, herbeizubringen. Eine Stunde später war er vollständig betrunken, so daß er nicht mehr allein gehen konnte, sondern sich zu seinem Bette führen lassen mußte. Bald auch verkündete sein lautes Schnarchen, daß er in tiefen Schlaf gesunken sei.

Voll Freude eilte Leonce hinaus, mit einem Sprunge war er am äußern Thore. Die Soldaten hatten im Laufe des Tages bemerkt, daß er in des Kerkermeisters Diensten stehe, und machten ihm deshalb gar keine Schwierigkeiten. — Wenige Minuten später war er bei seiner lieben Aline. Diese hatte erst heute nach der Rückkehr Andre's von dem gefahrvollen Unternehmen ihres Bruders Kunde erhalten. Von dem Augenblicke an, als sie es hörte, war ihr Herz von tausenderlei Befürchtungen gequält. Als jedoch die Stimme des Bruders wieder an ihr Ohr drang, als sie vernahm, er habe den Vater gesehen, es sei Hoffnung vorhanden, ihn zu retten, da athmete sie wieder frei auf, ihr Muth belebte sich von Neuem, und ein inniges Dankgebet entquoll ihrem Herzen, da der Himmel sich gewürdigt, ihnen seinen Schutz in ihrer schmerzlichen Lage zu verleihen.

Da Leonce, um jeden Verdacht zu vermeiden, sich nicht lange säumen durfte, theilte er Andre rasch seine Beobachtungen mit. Das Gefängniß des Grafen lag zu ebener Erde und ging auf einen kleinen Hof, der durch eine Mauer von der Straße getrennt war. Hier war nichts zu befürchten, denn es lag nur ein Haus

in der Straße, und zudem mündete diese in einen so abgelegenen Stadttheil aus, daß während der Nacht selten Jemand dieselbe passirte. Die Mauer hatte zwar eine beträchtliche Höhe, war aber so beschädigt, daß ein gewandter Mann sehr leicht eine Strickleiter daran befestigen konnte. Es handelte sich nur noch darum, den Grafen von Allem zu unterrichten und ihm die nothwendigen Instrumente einzuhändigen, mit welchen er das Gitter seines engen Fensters beseitigen konnte. Andre hatte schon für zwei Feilen Sorge getragen, welche er Leonce übergab. Damit jedoch der Graf durch Mißtrauen das ganze Unternehmen nicht vereitle, legte Andre ein kleines Briefchen bei, in welchem er ihm Alles kurz erklärte und ihn versicherte, von außen sei Alles zu seiner Flucht bereit, das Gelingen hänge nur von seiner Entschlossenheit ab.

Nachdem so alles Nothwendige vorbereitet war, führte Leonce den treuen Andre, der mit so edler Selbstaufopferung seine Anstrengungen unterstützte, zu dem Gefängnisse und zeigte ihm die Stelle, an welcher die Strickleiter angebracht werden mußte. Als er in's Gefängniß zurückkehrte, fand er Vincent noch in demselben Zustande wieder, in welchem er ihn verlassen hatte. Er war nun gewiß, daß seine Abwesenheit nicht bemerkt worden, und legte sich zu Bette, nachdem er nochmals den Vater im Himmel inbrünstig um seinen Beistand, der allein den Erfolg des Wagnisses sichern konnte, angefleht hatte. Einschlafen konnte er jedoch sobald noch nicht. Denn vor seinen Geist traten jetzt wieder viele Hindernisse, an die er bisher noch nicht gedacht hatte. Er konnte seinen Vater nur in Gegenwart des Kerkermeisters sehen und wußte nicht, wie er ihm die Feilen und das Briefchen in die Hände spielen könnte, ohne von Vincent bemerkt zu werden, dessen Augen rastlos umherschweiften und Alles genau beachteten. Außerdem hatte er bemerkt, daß Vincent, wenn er Abends zum letzten Male die Runde gemacht

hatte, zwei gewaltige Hunde von ihrer Kette löste, deren Wachsamkeit das Haus für die Nacht sicher stellte. Denn sie liefen die ganze Nacht im Hause umher, von einem Gange auf den andern, aus einem Hofe in den andern, beim geringsten Geräusche erhoben sie ein so gewaltiges Geheul, daß alle im Hause erwachen mußten. Doch hoffte Leonce, auch dieses Hinderniß zu beseitigen. Die gefürchteten Thiere ließen sich vielleicht, wenn er sie während des Tages etwas pflege und liebkose, am folgenden Abende von ihm anlocken und bei Seite schaffen. Zu diesem Zwecke mußte er ihnen jedoch irgend einen Leckerbissen vorzuwerfen haben, der sie in gute Laune versetzte. Er entschloß sich daher, sich an diesem Tage mit Brod zu begnügen und seine übrigen Speisen für die Hunde aufzubewahren. Ganz besonders beruhigte ihn aber der Gedanke, daß die göttliche Vorsehung, welche seine Bemühungen bis jetzt mit so sichtbarem Erfolge gekrönt hatte, ihn in dem entscheidenden Augenblicke nicht verlassen werde, wo er ihres Beistandes am nothwendigsten bedurfte. Der besten Hoffnung voll entschlief er endlich und genoß noch einige Stunden eine erquickende Ruhe.

Am folgenden Morgen erwachte er wieder mit all den Unruhen und Besorgnissen die ihn am verflossenen Abende so sehr gefoltert hatten. Denn je näher der entscheidende Augenblick herannahte, desto größer wurden alle Schwierigkeiten in seinen Augen, desto gefahrvoller schien ihm das Unternehmen zu sein. Um seine Qualen auf den höchsten Grad zu steigern, war der Kerkermeister heute so schlecht gelaunt, daß Leonce all seinen Muth sammeln, alle seine Entschlossenheit aufbieten mußte, die Ausbrüche der üblen Laune und der Roheit Vincent's zu ertragen. Indessen verlor dieser doch im Laufe des Tages das durch das Uebermaß des am vorigen Abende getrunkenen Brantweines verursachte Unbehagen und er wurde wieder freundlicher

gegen seinen Schüler. Er sollte heute den geheimen Gefangenen frisches Stroh verabreichen und befahl deshalb Leonce, ihn zu begleiten. Noch nie hatte Leonce einen Befehl mit solcher Freude vollzogen, als jetzt.

Mit gewaltigen Schlägen pochte sein Herz, als er die Zelle seines Vaters wieder betrat. Diese Gelegenheit mußte er benützen, ihm die Instrumente zu übergeben, — geschah dies nicht, so waren alle mit Andre getroffenen Vorbereitungen vereitelt. Vincent aber verfolgte alle seine Bewegungen mit solcher Wachsamkeit, daß Leonce schon die Hoffnung aufgab, seinen Auftrag glücklich auszuführen.

Jetzt hatte er endlich das faule Stroh, das dem Unglücklichen zum Lager diente, aufgehoben, und Vincent nahm eine Garbe frisches, um es auf dem Boden auszubreiten. Während er sich bückte, ließ Leonce das kleine Paquet unbemerkt in die Hände seines Vaters gleiten und stellte sich dann vor ihn, damit er Zeit habe, es zu verbergen. Ruhig nahm er seine Arbeit wieder auf, ohne daß der Kerkermeister den geringsten Verdacht schöpfen konnte.

Diese stumme Scene war so schnell vor sich gegangen und dem Grafen so unerwartet gekommen, daß er sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen konnte, als schon der Kerkermeister mit seinem Gehilfen die Zelle verlassen hatte und die davon eilenden Fußtritte ihm verkündeten, daß er jetzt eine Zeitlang ungestört sein werde. Er hatte in dem jungen Manne seinen Sohn nicht wieder erkannt. Seine Kleidung und die tief über die Augen herabgezogene Mütze machten ihn selbst für das Vaterauge unkenntlich. Als der Graf sich jedoch seine Gestalt und seine Bewegungen wieder lebhaft in die Erinnerung zurückrief, machte ein leiser Gedanke ihn plötzlich zittern. „O Himmel!“ sagte er mit bebender Stimme, „wenn er es wäre! Wenn es mein Leonce wäre! Hastig öffnete er das Päckchen. Aber der Brief Andre's zer-

streute alle seine Zweifel und Besorgnisse. Der junge Gehilfe ward ihm als ein kluger Knabe geschildert, dessen Dienste man um Geld erkauft habe.

Hierüber beruhigt, überlegte Herr von Barencourt nun den Fluchtplan, den Andre ihm mitgetheilt hatte. Er schien ihm ein so gefährliches Glücksspiel zu sein, daß er bei dem bloßen Gedanken an die Gefahren zitterte, denen die braven Leute, die so edelmüthig an seiner Befreiung arbeiteten, sich aussetzten. Da es ihm jedoch unmöglich war, die Ausführung desselben zu verhindern, so konnte er nichts thun, als den Himmel anflehen, er möge seinen Segen zum Gelingen geben. Mit Ungeduld wartete er die Nacht ab, um die Gitterstäbe seines engen Fensters durchfeilen zu können.

Hatte Leonce nun auch einen wichtigen Theil seiner Aufgabe gelöst, so blieb doch die Hauptsache noch übrig, und der heutige Tag war ein Tag voller Unruhen und Sorgen. Vincent hatte ihm mitgetheilt, daß einer der beiden kranken Gefangenwärter wieder so weit hergestellt sei, daß er am andern Tage seinen Dienst wieder versehen könne. Leonce fürchtete nun, derselbe könne anstatt morgen auch heute schon wieder kommen; jeden Augenblick glaubte er ihm zu begegnen, und dieser Mann war vielleicht ein schärferer Beobachter und darum viel gefährlicher für ihn, als selbst Vincent. Dieser Gedanke versetzte ihn in die größte Spannung und Angst. Aber Stunde um Stunde verging, und der Gefürchtete erschien nicht. Endlich griff auch der Kerkermeister wieder zu dem Branntweinkruge. Jedes neue Glas, das er an die Lippen brachte und hinunterstürzte, hob und befestigte Leonce's Hoffnung; er zählte ungeduldig die Gläser, die Vincent trank, und war ganz befriedigt über das Resultat. Bald sank Vincent, seiner Sinne nicht mehr mächtig, vom Stuhle, und Leonce eilte erfreut zu den beiden Hunden, die er unschädlich machen mußte. Wirklich

gelang es ihm, sie mit Hilfe einiger guter Brocken, die er für sie bei Seite gelegt hatte, in einen abgelegenen verfallenen Schuppen zu locken und dort einzusperren.

Jetzt erst wagte er fest zu hoffen, daß nichts die Flucht seines Vaters stören werde, und eilte zu dem kleinen Hofe, an den das Gefängniß seines Vaters stieß. In den Hof selbst konnte er zwar nicht kommen, da das Thor verschlossen war, aber er konnte das Signal hören, das Andre ihrer Verabredung gemäß außen geben sollte. Mit heftig pochendem Herzen kniete er am Thore nieder und betete mit solcher Inbrunst für die glückliche Rettung seines Vaters, daß die Stille der Nacht mehrmals durch seine lauten Seufzer unterbrochen wurde.

Endlich, nach zwei langen Stunden der gespanntesten Erwartung hörte er das ersehnte Zeichen, ein leichtes Geräusch entstand in dem angrenzenden Hofe, einige Worte wurden gewechselt, und die Nacht sank wieder in ihr tiefes, feierliches Schweigen zurück.

„Er ist gerettet! Er ist frei! So jubelte das Herz des überglücklichen Leonce. „Mein Gott," betete er, leise seine Hände und seine Augen gegen Himmel erhebend, „mein Gott, wie danke ich Dir! Du hast ihn befreit, ich war nur ein schwaches Werkzeug in Deiner mächtigen Hand. Aber ach!" fuhr er traurig fort, „ich werde ihn vielleicht nicht mehr sehen... Er eilt fort aus meiner Nähe, ohne daß ich Verzeihung für meinen Verrath von ihm erlangt habe! Ach! hätte ich ihm doch wenigstens sagen können, mit welchem Schmerze, mit welchem Wehe dieses Vergehen meine Seele erfüllt hat!" Noch lange stand der arme Jüngling auf derselben Stelle, ganz versunken in Trauer und Schmerz. Nur der Gedanke, daß sein Vater noch nicht vollkommen sicher sei, brachte ihn wieder zu sich selbst. Jedes Zeichen, das den Verdacht des Kerkermeisters zu früh hätte wecken können,

mußte vernichtet werden. Seine erste Sorge war daher, den beiden Hunden ihre Freiheit wieder zu geben, welche lustig mit dem Schweife wedelnd ihren gewohnten Lauf durch das ganze Gebäude wieder aufnahmen.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, und Leonce suchte in größter Stille sein elendes Lager auf, wo er ungeduldig das Wiedererscheinen des Tages erwartete. Die Flucht des Grafen wurde wahrscheinlich nicht eher bemerkt, bis Vincent die Runde in den einzelnen Gefängnißzellen machte, was gewöhnlich erst um elf Uhr des Vormittags geschah. Bis dahin hatte der Graf Zeit genug, seinen Verfolgern zu entrinnen. Auch Leonce mußte diese Zeit benützen, um sich der Wuth des Kerkermeisters zu entziehen, dessen erster Verdacht ohne Zweifel auf ihn fiel. Sobald es daher Tag geworden, verließ er das Gefängniß und eilte in der Richtung nach dem Schiffe Marcels davon, wo er seinen Vater und seine Schwester treffen sollte.

Viertes Kapitel.

Die Flucht des Grafen.

Wir wollen gar nicht zu schildern versuchen, was Vater und Sohn empfanden, als sie sich wieder sahen. Man hatte dem Grafen auf seine Fragen über Leonce immer ausweichend geantwortet, um keine Besorgnisse in ihm zu erwecken. Erst jetzt, als nichts mehr für den guten Sohn zu befürchten war, erzählte ihm Aline, daß Leonce der junge Gefangenwärter selbst gewesen sei. Gerührt über diesen Beweis kindlicher Liebe, umarmte ihn der Graf zärtlich und überhäufte ihn mit Liebkosungen jeder Art. Anfangs freute sich Leonce ungemein darüber, aber bald glitt ein Schatten der Trauer über sein Antlitz; es war ihm, als habe er kein Anrecht mehr auf die Liebe seines Vaters. „Mein lieber Vater," rief er, sich weinend vor ihm auf die Kniee werfend, „ich bin dieses Uebermaßes Deiner Liebe ganz unwerth. Du weißt noch nicht, was ich begangen, weißt nicht, daß ich Dich verrathen habe, daß ich die Ursache aller Deiner Leiden bin." Mit der ihm eigenen Offenheit erzählte er nun, wie der junge Harnel ihn umgarnt, und daß er in einem unseligen Augenblicke jenes Geheimniß ausgeplaudert habe. Keine Entschuldigungen hatte er für sich, sondern nur Anklagen, sein eignes Herz verwarf jede Entschuldigung.

Ueberrascht hörte Herr von Barencourt der Erzählung zu, da er dies noch nicht gewußt, auch nicht einmal geahnt hatte. Weit entfernt jedoch, Leonce

einen Vorwurf zu machen, schob er alle Schuld auf dessen Unerfahrenheit. Wie hätte er ihn auch noch tadeln können, da er seine Reue so offen an Tag gelegt hatte, nicht durch sein freimüthiges Bekenntniß, sondern durch seine Bereitwilligkeit, die Freiheit seines Vaters selbst durch sein Leben zu erkaufen. Dies zog der Graf wohl in Betracht und er erkannte, daß Leonce seiner Liebe nie würdiger gewesen, als gerade jetzt. Voll Freude über die glückliche Umwandlung seines Herzens zog er ihn an seine Brust und drückte einen zärtlichen Kuß auf seine Lippen.

„Lieber Leonce," sagte er, um den Kummer aus dem Herzen seines Sohnes zu verscheuchen, „Du hast Dich verfehlt, als Du dem jungen Harnel jene Begebenheit mittheiltest, aber die Folgen Deines Fehlers haben Deine Seele zu tief verwundet, als daß ich Dich noch deshalb tadeln könnte. Und glaube ja nicht, daß dadurch der Haß meiner Feinde erst geweckt wurde, nein, es wurde ihnen nur ein schon längst gewünschter Vorwand geboten, meine Verhaftung durchzusetzen, und diesen Vorwand hätten sie früher oder später doch gefunden. Du kannst Dich also darüber ganz beruhigen, Du hast meine Gefangennahme nicht verursacht. Nur Eines möchte ich Dir noch sagen. Vergiß nie, daß ein Geheimniß ein uns anvertrautes Gut ist, das uns heilig sein muß, und das wir nie offenbaren können, ohne die heiligsten Pflichten zu verletzen. Derjenige, welcher ein Geheimniß unversehrt zu bewahren vermag, erwirbt sich gewiß die Achtung Aller, sogar derer, die seine Zurückhaltung und Verschwiegenheit tadeln."

In diesem Augenblicke kam Marcel und kündigte dem Grafen an, daß Alles zur Abreise bereit sei, und daß er keine Minute mehr zu verlieren habe, wolle er ungefährdet die Grenze erreichen. Der unglückliche Vater warf einen Blick auf seine Kinder, aus dem der ganze Schmerz seiner Seele zu erkennen war.

Er vermochte den Gedanken an eine Trennung von ihnen nicht zu fassen.

„Muth! Herr Graf, Muth!“ ermunterte ihn der biedere Schiffer, indem er sich verstohlen eine Thräne abwischte. „Wenn auch dieser Augenblick schmerzlich für Sie ist, so trösten Sie sich doch mit der Hoffnung, daß Ihre Trennung nicht von langer Dauer sein wird. Das Recht hat noch immer über die Ungerechtigkeit triumphirt und wird auch in unserer Zeit triumphiren. Der ungerecht Verfolgte wird wieder neu aufleben und in seinem neugegründeten Glücke vergessen, was er gelitten hat. Wollen Sie aber Ihre Kinder nicht für immer verlieren, so müssen Sie jetzt in eine kurze Trennung willigen. Ich habe Ihnen schon gesagt, Herr Graf, daß Sie Ihre Kinder auf der Flucht nicht mitnehmen können, wollen Sie nicht sie und sich selbst in's Verderben stürzen. Ueber ihr Schicksal können Sie ganz beruhigt sein. Sie bleiben unter meinem Schutze und sind bei mir sicher vor jeder Gefahr. Mein Schiff, es ist freilich wahr, ist keine Ihrer würdige Wohnung, allein Dank den Wohlthaten, mit denen Ihre Güte mich überhäuft hat, sind wir jetzt ziemlich wohlhabend, so daß unsere jungen Gäste durchaus keinen Mangel zu leiden haben. Meine Frau und ich werden sie mit aller schuldigen Aufmerksamkeit behandeln. Sobald Sie abgereist sind, werde auch ich diesen Ort verlassen, und wenn wir einmal dem Strome des Wassers folgen, wird sich's gewiß Niemand einfallen lassen, die Kinder des Grafen von Barencourt bei mir zu suchen. — Andre erwartet Sie mit zwei guten Pferden. Er ist im Besitze zweier Reisepässe, die Ihre Person gegen jeden Verdacht sicher stellen. Etwas Geld und Wäsche werden Sie in dem Mantelsacke Ihres Pferdes finden. Reiten Sie scharf zu, Herr Graf, und in wenigen Stunden werden Sie über der Grenze sein.“

Obgleich Marcel's Versicherungen den Grafen

über die Zukunft seiner Kinder beruhigte, wüthete doch der Schmerz, den er über die bevorstehende Trennung empfand, gleich heftig in seinem Busen fort, ja es fehlte wenig, so hätte er sich entschlossen, lieber allen Gefahren, die ihn ringsum bedrohten, zu trotzen, als sich freiwillig einer so grausamen Nothwendigkeit zu unterwerfen. Nur die inständigen Bitten seiner Kinder und die Furcht, auch seine edelmüthigen Befreier in's Unglück zu stürzen, vermochten ihn, Familie und Vaterland zu verlassen. Noch einmal drückte er seine lieben Kinder an's Herz, segnete sie und ermahnte sie, nie einander zu verlassen, in Leiden und Drangsalen sich gegenseitig zu helfen und durch Rath und That zu unterstützen und nie von den Grundsätzen der Religion abzuweichen, die sie mit der Muttermilch eingesogen. Noch ein Kuß — und rasch, als fürchtete er noch jetzt in seinem Entschlusse wankend zu werden, stürzte er aus dem Schiffe, schwang sich auf's Pferd und sprengte in raschem Galoppe mit Marcel und Andre von dannen.

Hatten die beiden Geschwister bis jetzt eine Seelenstärke gezeigt, die man bei Kindern von so zartem Alter nicht glaubt suchen zu dürfen, so brach nun ihr Schmerz in seiner ganzen Größe aus. Früher hatten sie nur an den Vater gedacht, hatten nur für seine Rettung, für sein Wohlergehen gesorgt, jetzt, da er in der Ferne ihrem Blicke entschwand, wurden sie erst an ihr eigenes Unglück erinnert. Jedes suchte Trost und Ermunterung in den Blicken des andern, — und fand nur den Ausdruck des herbsten Schmerzes, fand nur Thränen. —

Während die armen, jetzt gänzlich verwaisten Kinder weinend und klagend in der engen Kajüte saßen, unfähig ein Wort hervorzubringen, setzte sich das Schiff in Bewegung. Das Geschrei der Schiffer, welche die verschiedenen Manöver ausführten, ihr munteres Lachen, ihr fröhlicher Gesang bildete einen son-

derbaren Kontrast zu den Klagen der unglücklichen Geschwister, und dieser Gegensatz ließ sie ihre trostlose Lage um so härter fühlen. Das Leben kam ihnen vor wie eine endlose Wüste, in welcher der Wanderer keine Ruhe, keine Erholung findet, wo kein Plätzchen ist, das sein Auge erfrischt, keine Quelle, die sein dürstendes Herz labt, und entmuthigt brachen sie in einen neuen Strom von Thränen aus.

So hatten sie gebeugten und gebrochenen Herzens schon mehrere Stunden zugebracht, als plötzlich Leonce aufsprang, durch das kleine Fenster einen Augenblick hinausstarrte und ganz außer sich aufschrie: „Sieh, Aline! Sieh' dort unser Schloß! Dort der herrliche Park, in dem wir so oft lustwandelten, dort die schönen Wiesen, dort der Hügel, auf dem wir so oft traulich bei einander saßen und den vorbeifahrenden Schiffen zusahen! Ja, es ist unser Schloß, ich irre mich nicht... Mein Gott! Wie traurig ist es doch, dies Alles zu sehen und es nicht betreten zu dürfen, verurtheilt zu sein, vielleicht nie wieder einen Fuß auf diese schönen Besitzungen zu setzen!"

Wirklich fuhr das Schiff in diesem Augenblicke an dem Schlosse vorbei, das ihre Wiege gesehen, wo sie eine schöne Kindheit verlebt, wo sie umgeben von allen Annehmlichkeiten, die das Leben so schön machen, die reinsten, ungetrübtesten Freuden genossen hatten, — und jetzt mußten sie diesen theuern Flecken Erde verlassen, mußten als Flüchtlinge aus dem Paradiese ihrer Kindheit ziehen, um den Leiden und Trübsalen entgegenzugehen, von denen sie bisher noch keine Ahnung gehabt.

„O, das ist hart," sagte Aline mit erstickter Stimme, indem sie ihre Augen von Dingen abwandte, die ihren Schmerz so lebhaft weckten. „Ach! wie unglücklich wir sind! Doch, Leonce, wenn wir auch nichts mehr von unsern frühern Gütern besitzen, eins verbleibt uns — Gott. Zu ihm müssen wir unsere

Zuflucht nehmen, ihn müssen wir um Muth bitten, alle Leiden, die er über uns verhängt, mit Geduld und Ergebung in seinen heiligen Willen zu ertragen."

Mit diesen Worten warf sie sich vor einem Kruzifixe, das an der Wand angebracht war, auf die Kniee; Leonce folgte ihrem Beispiele, und ihre Seelen schwebten in glühendem Gebete empor zu Gott, dem Vater und Tröster aller Unglücklichen und Leidenden.

So traf sie Marcel, der ihren Vater noch einige Meilen weit begleitet hatte, um sich die Gewißheit zu verschaffen, daß nichts dessen Flucht störe. Die Leitung seines Schiffes hatte er für die Zeit seiner Abwesenheit einem ihm befreundeten Schiffer anvertraut, und nun war er demselben nachgeeilt, um auch für die Kinder Sorge zu tragen, an denen er nun Vaterstelle vertreten sollte.

„Arme Kinder," sagte er, als er in das kleine Gemach trat. „Gott sei Dank! Ihr Vater ist gerettet. Er ist scharf geritten und hatte gewiß die Grenze schon hinter dem Rücken, ehe man in St. Omer daran dachte, ihn zu verfolgen. Aber, mein Gott! was sehe ich? Sind Sie seit heute morgen allein hier geblieben? Hat meine Frau oder meine Tochter noch nicht nach Ihnen gesehen? — Ein Frühstück haben Sie doch wenigstens bekommen?"

„Nein, guter Marcel," antwortete Leonce, „wir häften auch nichts genießen können. Nach dem, was heute geschehen, haben wir gar keinen Hunger."

„Das ist ganz einerlei, sie hätten Ihnen auftragen, hätten Sie nöthigen sollen, wenigstens Etwas, wäre es auch wenig gewesen, zu sich zu nehmen." Er schlug sich ärgerlich mit der Faust vor die Stirne, ging hastig hinaus und rief mit einer wahren Stentorstimme: „Hanne, Margareth! Wo treibt Ihr Euch herum? Kommt einmal her, aber rasch!"

„Hier, hier sind wir, ganz in Deiner Nähe,"

antwortete seine Frau in mürrischem Tone. „Was gibt es denn? Steht das Schiff in Flammen?“

„Was es gibt?.. Was ist das für ein Benehmen von Euch beiden? Habe ich Euch nicht heute Morgen gesagt, Ihr solltet Euch etwas mit unsern jungen Gästen beschäftigen? Jetzt ist es schon zwölf Uhr, es ist schon Zeit zum Mittagessen und noch haben sie kein Frühstück bekommen.“

„Das ist ganz allein ihre Schuld,“ entgegnete Johanne gereizt. „Weder Margreth, noch ich haben Zeit, jeden Augenblick nach ihnen zu laufen und ihnen aufzuwarten. Ich meine, es wäre genug, daß wir ihnen unser schönstes Zimmer eingeräumt haben. Sind wir doch fast ganz auf die Küche beschränkt, wo wir eingeengt sind, wie Häringe.“

Marcel hörte seiner Frau schweigend zu. Als sie fertig war, winkte er ihr, ihm zu folgen und beide gingen auf die entgegengesetzte Seite, von wo man nichts mehr, als ein Durcheinander von streitenden und scheltenden Stimmen vernahm.

Leonce und Aline sahen einander schmerzlich an. Es drückte sie, daß sie die Ursache dieses häuslichen Zwistes waren, und doch waren sie ganz unschuldig an demselben.

„Wer hätte das denken können?“ seufzte Leonce. „Wir sind also gegen den Willen dieser Frau hier, sie mißgönnt uns noch dieses bescheidene Asyl. Aber sind wir denn so unglücklich, so hilflos, daß wir solche Grobheiten ruhig hinnehmen sollen?“

„Ach, Leonce, was anders bleibt uns denn übrig? Hast Du schon vergessen, welch’ große Gefahren uns von allen Seiten bedrohen, denen wir nur dadurch entgehen können, daß wir dankbar den Schutz des Mannes annehmen, der durch sein edles Anerbieten unsern guten Vater von einer drückenden Sorge befreit hat.“

„Was er thut, ist nichts als seine Pflicht und

Schuldigkeit," entgegnete Leonce gereizt, „unser Vater hat ihn mit so vielen Wohlthaten überhäuft, daß er wohl etwas für die Kinder des Mannes thun kann, der ihn aus seiner Armuth hervorgezogen hat."

„Lieber Leonce, hat uns der Vater nicht oft gesagt, daß wir diejenigen Menschen achten und hochschätzen müssen, die dem Gefühle der Dankbarkeit noch zugänglich sind, da es Wenige gibt, die fähig sind sich erkenntlich zu zeigen, noch weniger aber, die ihnen geleisteten Dienste durch größere zu vergelten. So aber handelt der brave Marcel an uns. Nicht zufrieden damit, einmal sein Leben für seinen Wohlthäter gewagt zu haben, begibt er sich in neue Gefahren, um uns sicher zu stellen, denn sobald wir erkannt werden, ist auch sein Tod gewiß. Das Verhältniß hat sich also gewandt, und jetzt ist an uns die Reihe, dankbar zu sein. Was seine Frau betrifft, die ein weniger edles Herz zu haben scheint, als er selbst, so lassen sich für ihr Benehmen viele Entschuldigungsgründe anführen. Sie weiß, daß unsere Gegenwart die Sicherheit ihres Mannes gefährdet, und deßhalb muß sie wünschen, wir hätten nie ihr Schiff betreten. Ueberdies haben wir uns von vorneherein gegen sie verfehlt. Statt daß wir uns ihr als ihre Adoptivkinder hätten nähern und durch Freundlichkeit ihr Wohlwollen gewinnen sollen, blieben wir bisher verschlossen gegen sie. Dies unser Benehmen hat sie verletzt, wozu noch der Umstand tritt, daß wir ihr Verlegenheit und Zwang in ihrem Hauswesen bereiten. Ich kann es ihr daher gar nicht verargen, daß sie nicht die geringste Zuneigung zu uns hegt. Dieses Gefühl aber kann nur in einer lautern Seele emporkeimen, und ich bin überzeugt, daß die arme Johanna gar keine Begeisterung für das Unglück kennt. Unsere Sache ist es daher, ihre üble Laune zu beschwichtigen und ihre Liebe zu gewinnen. Wir müssen uns bemühen, ihr so wenig als möglich beschwerlich zu werden.

Du kannst ihrem Manne in seinen Arbeiten zur Hand gehen, denn Du bist stark und kräftig und arbeiten ist Dir besser als der Müßiggang; ich werde mich der Hausarbeit annehmen."

„Du! Meine Schwester!" rief Leonce erstaunt. „Die Tochter des Grafen von Barencourt will sich mit den niedrigen Beschäftigungen einer Schiffersfrau abgeben!"

„Ja, das will die Tochter des Grafen von Barencourt," erklärte Aline bestimmt. „Meine guten Lehrerinnen," fuhr sie fort, „haben mich gelehrt, daß auch die Tochter des größten Herrn zu arbeiten wissen muß, wie die Tochter eines Handwerkers, wenn die Noth es gebietet; daß vor dem Herrscher der Welt die Rangunterschiede, welche die Menschen machen, verschwinden, daß vor seinen Augen die Tugend allein Werth hat. Worauf anders jedoch soll unser Streben gerichtet sein, wenn nicht, ihm zu gefallen? Werfen wir daher all unsern Dünkel von uns ab, ertragen wir muthig die Prüfungen, die er über uns ergehen läßt und fügen wir uns demüthig seinen heiligen Anordnungen. Die Noth zwingt uns jetzt, ungewohnte Arbeiten zu verrichten; es ist der Wille Gottes, dem wir uns unterwerfen müssen."

Leonce ließ den Kopf hängen und verharrte einige Minuten in tiefem Nachdenken. Die Vorurtheile seiner Kindheit waren zu tief in seiner Brust eingewurzelt; noch immer hatte er geglaubt, hohe Geburt allein reiche hin, die Achtung und Unterwürfigkeit des gewöhnlichen Menschenschlages zu erzwingen. Hatten ihm nun auch die Ereignisse der letzten Tage manche bittere Enttäuschung bereitet, so hätte er doch nie geglaubt, in die Lage zu kommen, sich mit den von ihm verachteten Menschen auf gleiche Stufe stellen zu müssen, daher war der jetzige Augenblick ein empfindlicher Schlag für seinen Stolz. Aber wir haben schon bemerkt, daß er außer den Fehlern, die er in Folge

seiner ersten Umgebung sich angeeignet hatte, ein gerechtes Urtheil, einen wahrhaften Adel in seiner Gesinnungs- und Denkweise und eine große moralische Kraft besaß, die zu entfalten es nur einer Veranlassung bedurfte. Wenige Augenblicke reichten hin, ihn zu überzeugen, daß er in seiner jetzigen Lage nicht anders handeln könne, als Aline es verlangte. Mit Wärme ergriff er ihre Hand und sagte:

„Du hast Recht, Aline. Vor Deiner frommen Ergebung, vor Deiner entschlossenen Selbstüberwindung muß ich wegen meiner Schwäche, meines Stolzes erröthen. Du bist die Genossin meines Unglückes, sei auch mein Schutzengel, sei in Zukunft meine Führerin durch dieses Thal der Thränen, welches man „Leben“ nennt. Ich will Dir mit Muth folgen auf dem rauhen Pfade, den das Unglück für unsern Fuß bereitet hat, will die thörichten Luftbilder vergessen, die ich mir vorspiegelte, will der hohen Geburt nicht mehr gedenken, die mich so stolz machte. Einmal schon bin ich gerne und freudig Knecht eines Kerkermeisters geworden, um eine Pflicht zu erfüllen, die meinem Herzen so theuer war. Wohlan denn! Ich will auch der Knecht eines Schiffers werden, damit die Kinder des Grafen von Barencourt dem edlen Manne, der ihnen großmüthig eine Zufluchtsstätte gewährt, nicht zur Last fallen.“

In diesem Augenblicke trat Marcel ein. Er war bleich und aufgeregt, suchte jedoch seine Verstimmung so viel als möglich zu verbergen. Mit allen Zeichen der größten Hochachtung fragte er Aline, ob sie es vielleicht vorziehe, mit ihrem Bruder allein zu essen, oder ob beide ihm die Ehre schenken wollten, an dem bescheidenen Mahle, das in dem anstoßenden Zimmer für seine Familie hergerichtet sei, Theil zu nehmen.

„Wir richten uns ganz nach Euerer Bequemlichkeit, guter Marcel,“ erwiederte Aline. „Es würde zu viele Umstände machen, sollte für uns ein besonderer

Tisch gedeckt werden, und wir bitten, daß Ihr unseretwegen an Euerer gewohnten Lebensweise nichts ändert. Es ist genug, daß wir Euch durch unsere Gegenwart belästigen, und es wäre Unrecht, wollten wir durch Ansprüche, die für unsere Lage unpassend sind, und die uns Eueres edlen Benehmens gegen uns unwerth machten, Euch noch weitern Zwang auflegen."

Die Worte heiterten Marcel sichtlich auf. Auf seinen Zügen malte sich der lebendige Ausdruck der Zufriedenheit, und mit leichterm Herzen führte er seine Gäste in das Wohnzimmer der Familie, wo seine Frau und Margaretha bereits zu Tische saßen. Leonce und Aline grüßten sie freundlich, als sie zu ihnen eintraten, und thaten ganz, als bemerkten sie ihre Unfreundlichkeit nicht. Aline zeigte sich während des Mahles so einfach und so anmuthig, daß sie Johannas Zorn ganz entwaffnete. Denn so roh und ungebildet diese auch war, so konnte sie sich dennoch nicht enthalten, die Ergebenheit zu bewundern, mit welcher das junge Mädchen sein trauriges Loos zu ertragen schien. Als sie nun hernach gar sah, wie eifrig sich Aline bemühte, ihr bei den verschiedenen Küchenarbeiten zu helfen, wurde sie so gerührt, daß sie ihr um den Hals fallen und sie für die Abneigung, die sie anfangs gegen sie an den Tag gelegt hatte, um Verzeihung hätte bitten mögen. Aber wie die meisten Menschen, die keine Bildung genossen haben, war sie in einer gewissen Schüchternheit oder vielmehr in einer natürlichen Unbeholfenheit befangen, wenn es sich darum handelte, Fehler wieder gut zu machen, deren sie in ihrem auffahrenden Wesen so viele beging. So brachte sie auch bei dieser Gelegenheit nicht ein einziges Wort zur Beruhigung der unglücklichen Geschwister hervor, welche die Vorsehung ihrer Obhut anvertraut hatte. Erst spät am Abende, als sie Aline zu der für sie bereiteten Hängematte führte, löste sich ihre Zunge.

So freundlich als sie es vermochte sagte sie, indem sie den von Natur rauhen und herben Ton ihrer Stimme zu mäßigen suchte: „Nun, Fräulein, haben Sie guten Muth. Die schlechten Tage gehen vorüber und dann folgen wieder bessere. Wir wollen hoffen, daß Sie nicht immer genöthigt sein werden, sich mit einem solchen Bette zu behelfen.“

„Dieses Bett,“ erwiederte Aline mit traurigem Lächeln, „ist in diesem Augenblicke für mich eine große Wohlthat der göttlichen Vorsehung, da sie es mir bei Leuten angewiesen hat, die mich mit Liebe aufnehmen, und bei denen ich vor jedem Verrathe geschützt bin.“

„Ja, was das anbelangt, so hätten Sie in viel schlechtere Hände fallen können,“ entgegnete Johanna. „Man könnte uns die Zunge aus dem Halse reißen, ehe wir das Geständniß machten, daß Sie die Kinder eines Emigrirten sind. Uebrigens würde ein solches Geständniß uns selbst eine schöne Geschichte an den Hals ziehen, wie Sie wohl wissen. Aber es ist bei uns auch gar nichts zu fürchten, und was Ihren Unterhalt betrifft, so soll Ihnen den Niemand vorwerfen, ich versichere Sie das.“

„Ich danke Euch, gute Frau,“ sagte das arme Mädchen. „Ich erkenne aus dem Grund meines Herzens alle Verbindlichkeiten an, welche meine Familie und ich schon gegen Euch haben, und unsere Verpflichtungen mehren sich von Tag zu Tag durch die Gastfreundschaft, die Ihr uns in unserer Verlassenheit angedeihen lasset. Aber Ihr werdet uns doch erlauben, daß wir Euch die Last, die wir Euch bereiten, dadurch weniger drückend machen, daß wir an Euern Arbeiten Theil nehmen. Mein Bruder ist stark und kräftig, er will Marcel helfen. Ich habe vom lieben Gott einige Talente empfangen, die ich im Innern einer Haushaltung verwerthen kann, und ich wünsche sehr, an Euren täglichen Beschäftigungen Theil nehmen zu dürfen. Ich bitte, weiset mich nicht zurück. Wenn

ich mich auch während der ersten Tage unbeholfen zeigen sollte, so werde ich mich doch bemühen, meine Arbeiten immer besser zu verrichten, und ich erbitte mir dazu Euern Rath und Euere Unterweisung."

„Wahrhaftig," sagte Johanna bewegt, „ich muß gestehen, daß man von wohlerzogenen Leuten doch viel mehr erwarten kann, als von ungebildeten, wie wir sind. Ja, mein Mann hatte ganz Recht, als er sagte, Sie seien ein Engel. Armes Fräulein! Wo haben Sie doch so viel Muth und so viel Entschlossenheit hergenommen? Wirklich, wenn meine Margreth in Ihrer Lage wäre, die würde sich nicht zur Arbeit anbieten. Sie ist aber doch ein gutes Kind, obgleich sie ein wenig träge ist. Aber was kann man auch von ihr verlangen? Sie hat einen eigensinnigen Kopf, sie hat nie etwas aus den Büchern gelernt, sie kann nicht lesen und nicht schreiben; aber das ist nicht ihre Schuld, denn nicht jeder ist gelehrt, der es zu sein wünscht."

„Ich werde sie in all diesen Dingen unterrichten, wenn Ihr es nur wünscht," sagte Aline, froh schon so bald eine Gelegenheit gefunden zu haben, wo sie ihre Kenntnisse verwerthen konnte.

„O gewiß wünsche ich es! Aber ich bezweifle, ob das trutzige Ding sich so viel Mühe geben will. Uebrigens, ich für meine Person kenne auch nichts von diesen Dingen, und es ging mir bisher noch immer ganz gut. Margreth wird es wohl machen wollen, wie ich, und wird dabei an ihrem Werthe gar nichts verlieren."

Sie wünschte nun Alinen eine gute Nacht und wollte schon das Zimmer verlassen, als ihr noch etwas einfiel. „Nun, ich sehe wohl, daß wir beide gut mit einander zurecht kommen werden," sagte sie. „Man sagt mir wohl nach, daß ich ein wenig wunderlich, ein wenig zänkisch sei. Aber wenn mir einmal eine böse Stunde kommen sollte, so achten Sie nicht darauf.

Meine Launen machen mehr Lärm, als sie Furcht einjagen können. Sie gehen wieder vorüber wie die Irrlichter, die man im Sommer des Abends oft um das Schiff herumtanzen sieht. Anfangs erregen diese wohl einige Furcht, dann verschwinden sie im Wasser, und damit ist die ganze Sache vorbei."

Sobald sie sich entfernt hatte, fiel Aline auf die Kniee und betete inbrünstig, daß ihr der liebe Gott Kraft und Geduld verleihen möge, die ungewohnte Lage zu ertragen, in welche ihr Geschick sie gebracht hatte. Ein Hoffnungsstrahl erleuchtete ihre trüben Gedanken. Sie hatte nämlich so eben erkannt, daß ihre Wirthin trotz ihres zänkischen und mürrischen Charakters, trotz der Grobheit, die sich in ihrem Benehmen kund gab, im Grunde doch ein gutes Herz habe. Sie fand hier das Sprüchwort bestätigt, daß unter einer rauhen Schale oft ein guter Kern verborgen sei. Oft hatte sie von ihren frommen Erzieherinnen gehört, die wahre Weisheit bestehe nicht darin, daß man Vieles wisse, sondern darin, daß man es sich angelegen sein lasse, sich selbst zu beherrschen und mit seiner Umgebung in Frieden zu leben.

„Meine liebe Tochter," hatte Mutter Angela oft zu ihr gesagt, „gewöhne Dich frühzeitig daran, Dich durch die Fehler Deiner Mitmenschen nicht reizen zu lassen. Die Anstrengungen, welchen Du Dich unterziehen mußt, ihre Gebrechen geduldig ertragen zu lernen, sind nichts als ein schwaches Vorspiel zu alle Dem, was Du einst durchkämpfen mußt, wenn Du in die Welt eingeführt sein wirst. Dann erwachen die guten wie die schlimmen Neigungen, diese durchkreuzen sich unaufhörlich gegenseitig. Es ist dies ein immerwährender Krieg, den der Mensch gegen sich und gegen seinen Nächsten zu führen hat, und in welchem nur die christliche Liebe uns zum Siege führen kann. Diese Tugend gegen alle Menschen zu üben, welcher Art und wie groß auch immer ihre Unvollkommenheiten

sein mögen, ist daher unumgänglich nothwendig, wenn wir uns der Ruhe unter ihnen und, was das Wichtigste ist, unser Verdienst vor dem lieben Gott nicht selbst schmälern wollen. Die Erfahrung lehrt uns übrigens auch, daß es Niemanden gibt, mag er so eigensinnig oder bösartig sein, als man nur immer unterstellen will, der in der Tiefe seines Herzens nicht einen verwundbaren Fleck hat, der nicht noch ein gutes Gefühl hat, das der wahren Liebe nicht widerstehen kann, wenn sie dasselbe mit Schonung und Nachsicht anzugreifen versteht."

Aehnliche Ermahnungen, welche der gelehrigen Schülerin oft wiederholt wurden, hatten sich tief in ihr von Natur zu ernsten Betrachtungen geneigtes Herz eingegraben. Da jetzt der Augenblick gekommen war, das Gelernte auch praktisch auszuüben, suchte sie alle die guten Lehren in ihrem Geiste wieder aufzufrischen, um sich nach denselben zu richten, wie der Schiffer, der in dunkler Nacht dem Lande zusteuert, mit unverwandtem Blicke auf den Leuchtthurm hinsieht, um nach ihm den Lauf seines Schiffes zu lenken.

Doch konnten diese Gedanken die Erinnerung an die Unglücksfälle, die sie so plötzlich betroffen hatten, nicht verdrängen, konnten den Schmerz über den Verlust des theuern Vaters nicht stillen. Ihre Leiden ohne Murren, mit aller Ergebung ihres lebendigen Glaubens zu ertragen, war ihr fester Entschluß. Mehr verlangte ja auch der liebe Gott nicht von ihr. Denn wenn er auch Muthlosigkeit und Verzweiflung bestraft, so verbietet er doch nicht die Thränen. Oder hat er nicht selbst geweint beim Anblicke des menschlichen Elendes?

Auch Aline weinte, als sie nach ihrem Abendgebete die Wechselfälle der letzten Tage noch einmal überdachte. Zuerst richteten sich ihre Gedanken auf den, der ihr das Leben gegeben hatte, der nun aber in fremdem Lande umherirrte; sie beurtheilte seine

Leiden nach denen, die sie selbst niederdrückten, und ihr Herz drohte, vor Leid zu brechen. Dann dachte sie an Leonce, den geliebten Bruder, der immer ein Gegenstand der lebhaftesten Besorgniß für sie gewesen war, und mit angstbeklommener Brust sagte sie zu sich selbst: „Armer Bruder, Du bist noch so jung; die schönste Zukunft lachte Dir entgegen, und jetzt mußt Du allen Vortheilen, welche Dir Deine hohe Abstammung und das Glück gewährten, entsagen, um Dich unter den gewöhnlichen Menschenschlag zu mischen und an deren harten Arbeiten Theil zu nehmen! O, mein Gott! gib, daß sein Muth und sein Glaube unter so schweren Prüfungen nicht erliege. Gib, daß unsere Seelen in dem Unglücke erstarken, und daß unser guter Vater, wenn Du uns dereinst in Deiner Güte in seine Arme zurückführen wirst, seine Kinder wegen ihrer Tugenden segnen und lieben kann."

Fünftes Kapitel.

Schicksal der Kinder des Grafen.

Als Aline am folgenden Morgen erwachte, durchfurchte das Schiff, gezogen von drei kräftigen Pferden, langsam aber unaufhaltsam das Wasser. Marcel stand am Steuerruder und Leonce an seiner Seite. Beide waren offenbar in einem ernsthaften Gespräche begriffen. Sobald Leonce seine Schwester bemerkte, eilte er auf sie zu und umarmte sie. Die beiden Geschwister betrachteten sich, als wenn sie sich nach einer langen Trennung zum ersten Male wieder sähen. Sie hatten sich immer zärtlich geliebt, aber seit einigen Tagen, und besonders seit ihr Vater sie verlassen hatte, schien das Band der nächsten Verwandtschaft, durch welches die Vorsehung sie vereinigt hatte, sie noch enger zu umschlingen, und mehr als je fühlten sie jetzt das Bedürfniß, sich gegenseitig zu lieben und zu stützen.

Wir können immer die Wahrnehmung machen, daß das Unglück den Menschen, wenn es sein Herz nicht gänzlich beugt, für jede Einwirkung, für alle edlen Gefühle, die ihn in seiner eigenen Achtung heben, empfänglicher macht; er wird gefühlvoller, zutraulicher, überhaupt in jeder Beziehung besser. Seine eigenen Leiden vergessend, beklagt er nur Das, was er Andere erdulden sieht, ist immer bereit, dem Unglücklichen Beweise seines Mitleids zu geben und erlangt so einen unschätzbaren Werth für den, welchem er seine Dienste widmet. Wenn diese Wahrheit schon in dem Leben vieler gewöhnlichen Menschen, welche durch Miß-

geschick geläutert wurden, ihre Bestätigung gefunden hat, wie viel mehr wird sie sich in zwei jungen Herzen bewähren, in welche man immer bemüht gewesen war, die schönsten Tugenden einzupflanzen, und denen man nur die erhabensten Gefühle eingeflößt hatte.

Leonce bemerkte sogleich Alinens geröthete Augen und schloß daraus, daß sie während der Nacht viel geweint haben mußte.

„Du hast geweint, liebe Schwester," sagte er wehmüthig. „Du hast also schon vergessen, daß wir uns gegenseitig gelobt haben, unser Schicksal mit Muth und Ergebung zu ertragen? O höre auf, Aline, höre auf, Dich so zu grämen, wenn Du willst, daß ich den harten Kampf mit Starkmuth durchkämpfen soll. Laß uns diese traurigen Erinnerungen aus unsern Herzen verbannen, um uns ganz den Tröstungen hinzugeben, die der liebe Gott uns in unserer Trübsal gelassen hat. Wir sind noch jung, Aline, und in unserm Alter darf man die Hoffnung nicht so leicht aufgeben. Ich kann arbeiten; meine Arme nehmen täglich an Kraft und Stärke zu, und bald werde ich im Stande sein, mit meiner Hände Arbeit unsern Unterhalt zu erwerben. Oder kommt Dir unser Aufenthalt traurig vor? — Das Leben auf einem solchen Schiffe ist gar nicht unangenehm, es ist sogar sehr unterhaltend, wenn man sich nur ein wenig beschäftigen will. Mir kommt es vor wie ein Nomadenleben, welches täglich neue Freuden, neue Abwechselungen bietet. Wir athmen eine frische, mit den Wohlgerüchen der Wiesen und Felder durchwehte Luft ein; Bäume, Ebenen, Gefilde, die Ufer des Flusses, Alles flieht rasch an unserm Blicke vorüber. Sieh die schöne Natur, die in diesem Augenblicke all' ihre Herrlichkeiten entfaltet; sieh diese schöne Sonne, wie sie so majestätisch am Horizonte emporsteigt. Ist es nicht, als ob der liebe Gott so viele Wunder vor unsern Augen versammelt hat, um uns seine Nähe und seinen Schutz anzukünden? O gewiß, auf seinen

Schutz können wir bauen, thun wir ja auch Alles, was in unsern Kräften steht, um uns desselben würdig zu machen! Ist es nicht so, liebe Schwester?"

„Theuerster Leonce," erwiederte diese, „wie freut es mich, Dich so sprechen zu hören. Dein Herz entfaltet vor mir alle die Gefühle, die mich selbst beseelen, und diese Uebereinstimmung unserer Seelen wird ein mächtiger Trost für uns sein, so lange es dem Himmel gefällt, uns zu prüfen."

Nach diesem kurzen Gespräche gingen Beide zusammen zu Marcel, der sie von seinem Steuerruder aus beobachtet hatte und aus ihren Geberden den Inhalt ihrer Unterhaltung errieth.

„Also, guter Marcel," sagte Leonce, indem er die durch die Ankunft seiner Schwester unterbrochene Unterhaltung mit Marcel wieder aufnahm, „das ist also eine abgemachte Sache. Ihr lehrt mich schwimmen wie ein Fisch; Ihr zeigt mir, wie man ein Schiff lenkt und leitet, wie man das Ruder handhabt, die Segel spannt, mit einem Worte, Ihr macht einen vollendeten Schiffer aus mir."

„Was das Schwimmen anbelangt," entgegnete Marcel, „so wird das gar keine Schwierigkeit machen. Ich kann mich wohl mit Recht rühmen, unter allen Schwimmern, die je gelebt haben, die jetzt leben und noch leben werden, der beste zu sein. Aber ich kann noch immer nicht einsehen, zu was Ihnen das dienen soll. „„Schuster, bleib' bei deinem Leisten,"" sagt das Sprüchwort, „„dann fällt auch kein Schneider vom Dache."" Das gilt auch für Sie, bester Herr Leonce; der Sohn eines Grafen soll kein Schiffmann werden."

„Zu was mir das dienen soll? Seht, guter Marcel, wenn Ihr einen Sohn von meinem Alter hättet, würdet Ihr ihn dann nicht zu irgend einem Handwerke bestimmen? Ihr wißt wohl auch, daß der Mensch geboren ist zum Arbeiten, wie der Vogel zum Fliegen."

„Ich will dem auch gar nicht widerstreiten, Herr Leonce, aber Jeder muß dem Stande gemäß arbeiten, zu dem ihn die Vorsehung bestimmt hat, und ich glaube, dieselbe habe Ihnen nicht einen so hohen Rang gegeben, um Sie von Ihrer Höhe wieder herabzustürzen und zu einem so niedrigen Stande, wie der der Schiffer ist, zu verdammen."

Leonce konnte sich bei diesen Worten eines tiefen Seufzers nicht erwehren. „Den Rang, von welchem Ihr sprecht," sagte er, „kann ich nicht mehr anders betrachten, denn als eine fortwährende Mahnung, nie etwas Unehrenhaftes zu begehen. Meine Denk- und Handlungsweise soll auch immer adelig bleiben, wenngleich ich äußerlich aus diesem Stande austreten muß, und was meine Gesinnung betrifft, hoffe ich auch nie meinen Adel zu verlieren. Was aber die Außenseite dieses gerühmten Ranges anbelangt, so ist er für mich nichts gewesen, als eine Quelle bitterer Leiden und großer Gefahren. — Wenn ich nun ein Schiffer werden will, handle ich den Grundsätzen der Religion und der Klugheit gemäß und nach dem Erforderniß meiner gegenwärtigen Lage. Zudem kann ich es nicht über das Herz bringen, mit gekreuzten Armen dazustehen und zuzusehen, wie Ihr Euch mit so schweren Arbeiten allein abmüht. Erlaubet mir daher, Euch zur Hand zu gehen; werdet mein Lehrmeister. Lehret mich, wie ich selbstständig mein Brod verdiene, und glaubet nicht, bester Marcel, daß meine Familie und auch ich Euch diesen Dienst geringer anschlagen werden, als die, welche Ihr uns bisher schon geleistet habt."

Leonce hätte noch länger in dieser Weise fortsprechen können, ohne daß Marcel ihn unterbrochen hätte. Dieser war von der Entschlossenheit des thatkräftigen Jünglings so gerührt, daß er auch kein einziges Wörtchen mehr gegen sein Vorhaben einzuwenden wußte. Ja, als er sich die Sache überlegte, fand der Entschluß des jungen Grafen seinen ganzen Bei-

fall, da er ihm eben so weise als edel erschien. Von dieser Stunde an unterwies er seinen neuen Lehrling in Allem, was ein rechter Schiffmann wissen muß, der sein Geschäft ordentlich verstehen will.

Die edlen und hochherzigen Gefühle, welche Leonce so eben kundgegeben, ließen im Herzen seiner Schwester so tiefe und freudige Eindrücke zurück, daß auch sie sich dadurch gegen jedes Mißgeschick gestärkt fühlte, und daß sie fast mit Ungeduld den Augenblick erwartete, wo Marcels Frau ihr Schlafzimmer verlassen werde, um auch ihrerseits mit den neuen Beschäftigungen beginneu zu können, an denen sie künftig Theil nehmen sollte. Aber Johanna war nicht die Frau, denjenigen, welche mit ihr zu leben gezwungen waren, lange Ruhe zu gönnen. Besonders Morgens, wenn sie das Bett verließ, war sie am wenigsten im Stande, sich zu beherrschen.

So waren auch heute ihre ersten Laute ein so durchdringendes Geschrei und so rohe Beschimpfungen gegen ihre Tochter, daß die arme Aline in die größte Furcht gerieth und sich zwischen die großen Waarenballen, mit denen das Schiff befrachtet war, niederkauerte, um nur Johanna nicht zu Gesichte zu kommen, da sie fürchtete, diese werde auch noch an ihr ihre üble Laune auslassen.

Marcel bemerkte dies und seufzte tief auf. Aber er kannte den Charakter seiner Frau, die er trotz ihrer Fehler zärtlich liebte, und wagte es daher nicht, sich in eine Sache zu mischen, die er als einen vorübergehenden Sturm betrachtete, auf den wieder heller Sonnenschein folgen werde. Wirklich währte ihr Schreien und Poltern nicht länger als eine halbe Stunde.

Man kann sich leicht denken, von welchen Befürchtungen die beiden Geschwister beängstigt wurden, so lange sie dies Zanken und Schelten hören mußten. Aline war in solcher Angst, daß sie am ganzen Leibe zitterte und daß sie, wäre es ihr nur möglich ge-

wesen, zu fliehen, keinen Augenblick länger in der Nähe einer solchen Frau geblieben wäre.

Als Johanna sich endlich beruhigt hatte, suchte sie Aline auf, die sie, wie wir wissen, am verflossenen Abend in der besten Stimmung verlassen hatte.

„Aber, mein Gott! Was machen Sie denn da?“ rief sie, als sie die Gesuchte in ihrem Verstecke fand, „fürchteten Sie sich?“

„O gute Frau . . .“

„Kommen Sie nur einmal da heraus, wir wollen schon sehen. Halten Sie nur daran fest, daß ich nicht so schwarz bin, als ich scheine. Nun sagen Sie mir einmal, warum Sie so erschrocken aussehen.“

„Verzeiht mir, beste Johanna, Euer Schreien hat mich erschreckt; ich fürchtete . . .“

„Weiter nichts, als das? Ist das der Mühe werth, daß man sich darum den Kopf zerbrechen soll? Aber, wie bleich doch das arme Kind ist! Gehen Sie doch, das will ja nichts heißen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich ein wenig launisch bin, aber ich sehe jetzt, daß man Sie nur mit Handschuhen anrühren darf, und ich werde in dieser Hinsicht thun, was in meinen Kräften steht. Indessen dürfen Sie es mir auch nicht zu hoch anrechnen, daß ich meine Zunge nicht immer zügeln kann, besonders wenn ich sehe, daß das ganze Hauswesen durcheinandergeht. Wahrhaftig, das geht nicht so leicht, als Sie glauben; wenn das Blut wallt und gährt, dann nimmt sich der Kopf keine Zeit zu langem Ueberlegen. Sehen Sie, die Margreth ist so faul, daß eine Heilige die Geduld bei ihr verlieren möchte. Können Sie es wohl glauben, daß sie bis zur Stunde noch keinen Finger gerührt hat? Das Frühstück fertig zu machen, ist ihr noch gar nicht in den Sinn gekommen.“

„Ich will es sogleich besorgen,“ fiel Aline ihr rasch in's Wort, „in wenigen Minuten wird Alles bereit sein.“

„Wie fein gebildet doch das arme Fräulein ist!“ sagte Johanna zu sich selbst, indem sie Alinen nachblickte, welche rasch in die Küche hinabeilte. „Sollte man es wohl glauben, daß sie vor kaum acht Tagen noch eine vornehme Dame und Herrin über so viele Güter war? Alle Untergebenen ihres Vaters gehorchten ihr, man bewunderte sie und ließ ihr die zarteste Behandlung angedeihen. Damals wurde sie bedient, und jetzt ist sie gezwungen, so arme Leute wie wir zu bedienen!“

Diese kurze Betrachtung brachte trotz Johanna's geringer geistiger Fähigkeiten doch die heilsame Wirkung in ihr hervor, daß sie sich von nun an anstrengte, ihre natürliche Rohheit wenigstens gegen ihre Gäste, deren Unglück ihr allmählig Achtung vor ihnen einflößte, abzulegen. Nach und nach gewann Aline sogar großen Einfluß auf sie. Die Geduld und die unermüdliche Sanftmuth des jungen Mädchens schienen Johanna so kostbare Eigenschaften zu sein, daß Schamröthe ihre Wangen überzog, wenn ihre angeborne Heftigkeit sie über die Grenzen hinaustrieb, die sie sich gesteckt hatte. Aline ließ auch keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, welche ihr das Wohlwollen dieser unfreundlichen Frau gewinnen konnte. Immer war sie Morgens zuerst in Thätigkeit, ehe die Andern noch an's Aufstehen dachten, und war so Allen ein Beispiel des Fleißes und der Ausdauer in allen, auch den härtesten Arbeiten. Durch ihre Sorgfalt kehrte in das schwimmende Haus ihrer Wohlthäter die größte Ordnung ein. Alles glänzte von Reinlichkeit, und wenn das Schiff vor einer Stadt ankerte, wünschte Jedermann Johanna Glück wegen der schönen und ordentlichen Einrichtung, die das Schiff erhalten hatte.

Außerdem, daß Aline so thätigen Antheil an den Beschäftigungen in der Haushaltung nahm, gewann sie noch Zeit übrig, auch für die Kleidung der Mutter und Tochter zu sorgen, die in dieser Beziehung

weit über ihren Stand hinausgehende Ansprüche machten. Sie verfertigte ihnen schöne Stickereien und Spitzen, versah sie mit neuen Hauben für Sonn- und Feiertage und änderte ihre Kleider um, kurz, sie wußte sich überall so nützlich zu machen, daß Johanna von Tag zu Tag mehr erkannte, welch' großen Schatz ihre Familie in den beiden Waisen gewonnen habe. So vereinigte sich das persönliche Interesse, dieser mächtige Sporn der menschlichen Handlungsweise, mit allen andern Gründen, die zu Gunsten der Geschwister sprachen, um sie in der Familie Marcels beliebt zu machen. Niemand, sogar die unempfindliche Margaretha nicht ausgenommen, konnte ein anderes Gefühl für sie hegen, als das der innigsten Zuneigung. Alle bestrebten sich, ihnen nachzuahmen, so daß es hier seine volle Bewährung fand, daß das gute Beispiel gleichsam ein stummer Unterricht ist, der nie verloren geht.

Margarethens Geist war bisher langsam und schwerfällig gewesen, da für ihren Unterricht und ihre Ausbildung gar nichts geschehen war, aber es begann sich ihr unter Alinens Leitung ein Kreis von Gedanken und Ideen zu eröffnen, die ihr bis dahin gänzlich unbekannt geblieben. Sie schämte sich ihrer Unwissenheit und der Fehler, die an ihr zu tadeln waren, und bat Aline dringend, doch ja nichts zu versäumen, was sie besser und edler machen könnte. Gerne willfahrte Aline ihrem Wunsche, und Margaretha war so gelehrig und so aufmerksam auf Alles, was ihre Lehrerin ihr sagte, daß man bald eine durchgreifende Aenderung in ihrem ganzen Wesen wahrnehmen konnte.

Dieser unerwartete Erfolg war Alinen ein süßer Lohn für ihre Anstrengungen. Denn auch sie liebte die Familie von Herzen, in deren Schooß sie Aufnahme gefunden hatte. Das Bewußtsein, dieser Familie nützlich zu sein, die Hoffnung, sie durch die Tugend, deren Ausübung sie dieselbe lehren wollte,

glücklicher zu machen und den Glauben, den das französische Volk damals vernichten wollte, indem es die Ausübung aller Religionspflichten unter Todesstrafe verbot, in ihren Herzen zu befestigen, o! das waren Tröstungen, die das edle Mädchen in ihrer ganzen Fülle genoß, das war auch der Gegenstand, um den sich häufig ihre Unterhaltung mit ihrem Bruder drehte.

„Du siehst," sagte sie zu ihm, als er ihr eines Tages zu dem großen Einflusse, den sie auf Johanna und Margaretha gewonnen, Glück wünschte, „Du siehst, daß die Mutter Angela Recht hatte, als sie mir versicherte, daß auch das hartnäckigste Geschöpf sich des Einflusses des Guten nicht erwehren könne, wenn man es nur mit ausdauernder Liebe zu behandeln versteht und die rechte Saite in seinem Herzen anzugreifen weiß."

„Das hatte ich in der letzten Zeit Gelegenheit genug zu beobachten," erwiederte Leonce, „aber Du mußt auch gestehen, daß es einer wahrhaft himmlischen Geduld bedarf, so weit zu kommen. Erinnere Dich nur, was wir schon erlitten haben, und wie viel Aerger wir schon verschlucken mußten, seit wir mit dieser jähzornigen Frau zusammenleben, in deren Charakter Du jetzt eine so glückliche Aenderung herbeigeführt hast. Ich versichere Dich, wärest Du nicht gewesen, ich hätte ihrer Tochter und ihrem Mann ihre Heftigkeit oft entgelten lassen."

„Ja, ich glaube wohl, Du hättest nur Oel in's Feuer geworfen und es so genährt, anstatt es zu löschen," entgegnete Aline lächelnd. „Ich habe jetzt die Erfahrung gemacht, daß jeder Widerspruch gegen unwissende und schlecht erzogene Leute nur geeignet ist, sie zu erbittern und uns bei ihnen verhaßt zu machen. Nur durch unermüdliche Liebe und Freundlichkeit und durch solche Handlungen, welche uns ihre Achtung und Zuneigung gewinnen, können wir die Gewalt über ihr Gemüth erlangen, welche wir noth-

wendig besitzen müssen, wenn wir ihnen ihre Fehler abgewöhnen wollen. Denn sie sind wie Blinde, deren Vertrauen wir erst gewinnen müssen, ehe sie uns zu ihrem Führer annehmen."

Solche Unterhaltungen, in welche Aline möglichst viele Abwechselung zu bringen wußte, indem sie jedes Mal eine andere Wahrheit der christlichen Sittenlehre besprach, auf die sie die Aufmerksamkeit ihres Bruders besonders hinlenken wollte, waren sehr lehrreich für diesen und ersetzten ihm theilweise die Studien, die er hatte unterbrechen müssen. Wenn nämlich der erste Unterricht nicht nachlässig und gleichgültig betrieben wird, kann er später durch gute Belehrungen und eigenes Nachdenken leicht ergänzt werden. Und Leonce hatte, wie wir schon gesagt haben, herrliche Anlagen, einen gesunden Verstand und ein edles Herz; und wenn auch die Gebrechen, die in den Tagen seiner Kindheit ungehindert emporgekeimt waren, auf kurze Zeit diese vortrefflichen Eigenschaften in den Hintergrund gedrängt hatten, so war doch jetzt die Verhaftung seines Vaters, diese durch seine Schuld beschleunigte Verhaftung, eine zu harte Lehre für ihn, als daß er sich nicht bemüht haben sollte, die Fehler, welche an ihm zu tadeln waren, durch wahre Tugend zu ersetzen und zu sühnen.

Mitten in seinen Arbeiten wie in seinen Erholungsstunden war der Gedanke, für seine Schuld zu büßen, in seinem Geiste vorherrschend. Immerwährend stand das Gefängniß seines Vaters vor seinen Augen, nie konnte er das Andenken an den schaurigen Ort, wo er den geliebten Vater in Banden gesehen hatte, ohne sich in dessen Arme stürzen zu dürfen, aus dem Gedächtnisse verwischen. Er folgte im Geiste dem Geflüchteten in die Verbannung und nahm Theil an all' seinen Mühen und Leiden. Häufig, wenn er ganz dem Drange seiner Gefühle nachgab, vergoß er Ströme von Thränen. Da er jedoch die Empfindsamkeit seiner

Schwester kannte und wußte, daß der Anblick seines Leides auch ihren Schmerz auf's Neue und stärker denn früher wecken werde, ließ er der Bitterkeit seiner Gefühle nur dann freien Lauf, wenn er Aline beschäftigt wußte und er sich im Verborgenen ausweinen konnte. Diesen Zwang, den er sich freiwillig auferlegte, betrachtete er als ein kleines Opfer, das seine Schuld mehr und mehr sühnen sollte.

Sechstes Kapitel.

Leonce in Gefangenschaft.

Auf diese Weise verflossen mehrere Monate, ohne daß irgend eine wesentliche Veränderung in der Lage der Geschwister eintrat. Aline hatte sich zu einer tüchtigen Arbeiterin herangebildet, und Leonce hatte sich mit so viel Erfolg in allen Schiffsarbeiten geübt, daß Marcels Freunde und Standesgenossen ihn überall wegen seiner Geschicklichkeit rühmten und sogar die Ansicht aussprachen, er werde sie Alle dereinst übertreffen. Glücklicher Weise hatten sich diese einfachen, nur der Arbeit ergebenen Leute mit wenigen Ausnahmen von allem politischen Treiben fern gehalten und an der Staatsumwälzung, welche alle Schichten der Gesellschaft bis in ihre Fundamente erschütterte, fast gar keinen Antheil genommen. Die brüderliche Eintracht, die so lange Zeit unter ihnen geherrscht hatte, vereinigte sie noch immer Alle mit festem Bande, denn da ihre Beschäftigungen und Lebensart sie ziemlich von der übrigen Welt abschloß, konnten die ungeordneten Leidenschaften und Verirrungen, welche diese beherrschten, bei der Zunft der Schiffer keinen Eingang finden.

So fanden die beiden Geschwister inmitten der Prüfungen, die über sie gekommen waren, wenigstens einige Linderung in dem Umgange mit diesen rechtschaffenen Leuten, zumal sie von deren Seite gar keine Neugierde, die ihnen verderblich hätte werden können, zu befürchten hatten. Das Geheimniß ihrer Abstamm-

ung war bis jetzt streng bewahrt worden, keiner der Schiffer wußte, daß sie Kinder eines Geächteten seien. Schon hatten sie sich an verschiedenen Orten längere Zeit aufgehalten, ohne daß Jemand ihre Geburt auch nur geahnt hätte, denn vorsichtig verbargen sie jedes Zeichen, aus dem man ihren höhern Rang hätte schließen können, unter der Maske einer gewissen Schüchternheit, die man zuweilen sogar für Tölpelei halten konnte.

Marcel war dadurch so unbesorgt für ihre Sicherheit geworden, daß er Leonce gewöhnlich mitnahm, wenn er die Aufträge besorgte, die man ihm gegeben hatte, ja, daß er Leonce die Besorgung derselben ganz überließ, wenn andere Geschäfte ihn auf dem Schiffe zurückhielten. Leider sollte der gute Mann diese unvorsichtige Sorglosigkeit, die sein Schützling nur zu sehr mit ihm theilte, bald bitter bereuen.

Eines Tages hatte Leonce in einer Stadt des Departements Pas-de-Calais im Namen seines Herrn ein wichtiges Geschäft abgeschlossen. Als er gegen Abend nach dem Schiffe zurückkehren wollte, bemerkte er einen in einen Mantel vermummten Mann, der in Begleitung von vier andern Männern von wenig Zutrauen erweckendem Aussehen, ihm auf dem Fuße folgte. Leonce vermuthete sogleich, daß diese Leute ihm in keiner guten Absicht folgten, und beschloß, da er weit und breit außer ihnen keinen Menschen sah, auf einige Häuser zuzugehen, die über ein kleines Wäldchen emporragten, und die er in einigen wenigen Minuten erreichen konnte. Kaum jedoch hatte er den Fuß auf den Pfad gesetzt, der dahin führte, rief ihm eine rauhe Stimme zu: „Halt! oder Du bist des Todes.“

Auf diese Drohung wandte sich Leonce ruhig um und heftete seinen Blick aufmerksam auf den Mann mit dem Mantel, der mit seinem bewaffneten Gefolge nur mehr wenige Schritte von ihm entfernt war. Mit Schrecken erkannte er den Todfeind seines Vaters, den

Urheber alles Unglückes, das seine Familie getroffen hatte. Es war der elende Harnel, der ihn in der Stadt erkannt hatte und ihn nun verfolgte.

Doch währte seine Bestürzung nur einen Augenblick. Rasch gefaßt fragte er mit fester Stimme: „Was willst Du von mir, Bürger, und welches Recht hast Du, mir mit dem Tode zu drohen?"

„Ich habe dazu das Recht, das jeder gute Bürger hat und ausüben muß, wenn er sieht, daß ein verdächtiger, staatsgefährlicher Mensch auf dem Punkte steht, dem Arme der Gerechtigkeit zu entfliehen," entgegnete Harnel. „Trotz Deiner Verkleidung habe ich Dich erkannt, junger Mensch, und Vorsorge getroffen, wie Du siehst, daß Du mir nicht zum zweiten Male entgehst. Jetzt verlange ich weiter nichts von Dir, als daß Du mir folgst, um der Obrigkeit von Deinen Handlungen Rechenschaft zu geben."

„Meine Rechtfertigung wird mir nicht schwer fallen," erwiederte Leonce, „und ich glaube, daß derjenige, der jetzt als mein Verfolger vor mir steht, in größerer Verlegenheit wäre als ich, wenn er in diesem Augenblicke vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen müßte, um von seinen Thaten und seinem Leben Rechenschaft abzulegen vor dem, in dessen Hand es gelegen ist, den Guten zu belohnen und den Bösen zu bestrafen."

Diese Worte erregten Harnels Zorn in solchem Grade, daß er wüthend auf den freimüthigen Sprecher eindrang, um ihn zu schlagen. Leonce jedoch stieß ihn kalt zurück und sagte zu den Begleitern seines Feindes: „Wenn Ihr beabsichtiget, mich zu verhaften, so kann ich mich dem nicht widersetzen; ich bin allein und waffenlos, und Ihr steht fünf Bewaffnete gegen einen Einzelnen. Wenn ich mich daher diesem Gewaltstreiche fügen muß, so verlange ich doch von Euch, daß Ihr die rohe Behandlung nicht zugebet, die dieser Wüthende mir zugedacht hat. Es wäre dies eine

Feigheit, die, wenn Ihr Männer seid, Euere Wangen mit Schamröthe bedecken müßte."

„Er hat vollkommen Recht," sagte einer der Männer. „Da er keinen Widerstand leistet, wäre es eine Schande, ihn mißhandeln zu lassen. Komme, Bursche, vorwärts und verhalte dich ruhig!"

Da jeder Widerstand fruchtlos gewesen wäre, gehorchte Leonce anscheinend ruhig diesem Befehle. Aber wie kaltblütig er sich auch stellte, so zitterte er doch in seinem Innern bei dem Gedanken an die Gefahr, in welcher er schwebte und an die Unruhe, welche seine Freunde auf dem Schiffe und besonders seine Schwester, die ihn so zärtlich liebte, empfinden müßten, wenn er mit Einbruch der Nacht noch nicht zu ihnen zurückkehren werde. Mehr besorgt um sie, als um sich selbst, sann er ängstlich auf ein Mittel, sie von seiner Verhaftung zu benachrichtigen. Ein Zufall begünstigte seine Absicht. Als sie nämlich zum Thore der Stadt kamen, begegnete ihm ein Schiffer, der ein guter Freund Marcels war. Dieser hatte auch ihn bemerkt und wollte ihn anreden. Ein Blick von Leonce reichte jedoch hin, ihn zu belehren, daß er die größte Vorsicht anwenden solle, damit er weder sich selbst, noch auch den guten Marcel in die Sache verwickle. Jacques, so hieß der Schiffer, folgte ihm deßhalb in kurzer Entfernung, immer eine Gelegenheit erspähend, sich dem Gefangenen zu nähern. Bald schaarte sich eine große Menge Menschen um den kleinen Zug, so daß endlich Jacques dicht neben Leonce herging und dieser ihm, als sie eben in eine enge, dazu noch durch mehrere Wagen versperrte Straße einbogen, unbemerkt zuflüstern konnte:

„Vater Jacques, suchet meine Schwester auf und saget ihr, daß ich gefaßt und muthig mein Schicksal ertrage. Marcel möge ja keine Schritte zu meiner Befreiung thun, denn er würde sich unfehlbar in's Verderben stürzen, ohne mich retten zu können."

Als Jacques diese wenigen Worte vernommen hatte, verlor er sich wieder im Gewühle der Menge. — Zwei Minuten später öffneten sich die Thore des Gefängnisses, um sich hinter einem unglücklichen jungen Manne wieder zu schließen.

Bis hieher hatte Leonce seinen Muth und seine Kraft aufrecht erhalten, um sich vor seinen Feinden keine Blöße zu geben. Als er sich jedoch in einer dumpfen, finstern Zelle ganz allein befand, wo sein Auge nichts sah, als vier kahle, von der Zeit geschwärzte Mauern und einen Haufen schon halb vermoderten Strohes, da war seine Entschlossenheit, seine Ruhe dahin. Wie vernichtet sank er auf sein elendes Lager hin. In seinem Kopfe ging es wirr durcheinander, und er war unfähig, einen Gedanken auch nur einen Augenblick festzuhalten. Erschöpft und ermattet von der großen Aufregung schlief er endlich ein und erwachte nicht eher, als bis der Kerkermeister ihm am folgenden Morgen die elende Nahrung brachte, mit welcher er sein Leben fristen sollte, bis der Augenblick für ihn gekommen wäre, das Blutgerüst zu besteigen.

Ein Sonnenstrahl drang durch eine Oeffnung, durch welche das kellerartige Gewölbe ein spärliches Licht erhielt, und Leonce konnte nun seinen Kerker mit all' seinen Schrecken betrachten. Die Beschaffenheit desselben ließ ihn das Schicksal errathen, das ihm zugedacht war, und von Angst ergriffen rief er aus: „O mein Gott, mein Gott! hast Du mich denn ganz vergessen? Kannst Du denn zugeben, daß die Ungerechtigkeit über die Unschuld triumphiren soll? Ach! kaum habe ich ja noch angefangen zu leben, ich bin noch gar so jung, und welche Schmerzen, welche Wehen mir das Leben auch schon bereitet hat, immer schien es mir noch so schön! Ach! wenn ich darauf Verzicht leisten muß, wenn ich es durch Henkershand auf dem Schaffote verlieren soll, wo schon so viele unglückliche Opfer ihr Blut vergossen haben, werde ich

6*

ein so schweres Opfer bringen können, ohne Schwäche zu zeigen? O, mein Gott! gib Du mir Kraft, gib Du mir Stärke!"

Während so die furchtbare Angst des unglücklichen Jünglings seinen Befürchtungen Worte und Ausdruck verlieh, ergriff ihn auf's Neue eine tiefe Niedergeschlagenheit, und ein Strom von Thränen entquoll seinen Augen, wie sehr er sich auch bemühte, ihn zurückzudrängen. Plötzlich jedoch drang mitten in seiner Verzweiflung ein Strahl der göttlichen Gnade in sein Herz. Er fühlte die Gegenwart Gottes, fühlte sich durchdrungen von seiner Güte und Erbarmung. Getröstet warf er sich auf die Kniee und betete mit solcher Inbrunst, daß aller Schrecken bald aus seiner Seele wich, und an dessen Stelle eine vollständige Ergebung in den heiligsten Willen Gottes trat.

Auf diese Weise geistig gestärkt, fühlte er auch das Bedürfniß, seine ermatteten körperlichen Kräfte durch ein wenig Nahrung wieder zu erfrischen, und er aß ohne Widerwillen einen Theil des schwarzen Brodes, das ihm der Kerkermeister hingelegt hatte. Seine armselige Mahlzeit wurde jedoch bald unterbrochen, indem der Kerkermeister wieder erschien, um ihn in die Gerichtsstube zu führen, wo sein erstes Verhör stattfinden sollte.

Als er in den Gerichtssaal eintrat, wurde er von Schwindel ergriffen, der zum Theil durch den zu plötzlichen Uebergang aus seinem dunklen Gefängnisse, zum Theil auch durch den Schrecken verursacht wurde, den er empfand, als er des Polizeiagenten, der gegenwärtig die Stelle des Untersuchungsrichters vertrat, ansichtig wurde.

„Du scheinst große Furcht zu haben," begann der Agent, indem er Leonce mit neugierigem und übermüthigem Blicke musterte. „Ah, nicht wahr, die Zeit ist vorbei, wo Du und Deinesgleichen den Hochmüthigen und Uebermüthigen spielten? Laß hören,

wie heißest Du? Unterstehe Dich aber nicht, mir einen falschen Namen anzugeben; ich will jeder Unwahrheit von Deiner Seite zuvorkommen und Dir nur bemerken, daß ich Deinen wahren Namen bereits kenne."

„Es ist nie meine Absicht, meine Lippen durch eine Lüge zu entweihen," entgegnete der Gefangene. „Ich heiße Leonce Barencourt."

„Es war ein glücklicher Gedanke von Dir, das Wörtchen „von" auszulassen," sagte der Richter, höhnisch lachend. „Wie alt bist Du?"

„Beinahe siebenzehn Jahre."

„Erst siebenzehn Jahre! Du scheinst aber schon zwanzig alt zu sein. Hm, ich bedauere Dich, da Du noch so jung bist und schon eine für Dein Alter sehr schlimme Geschichte auf dem Halse hast. Du weißt doch, welche?"

„Nein, Bürger, ich weiß von keinem Vergehen, dessen man mich anklagen könnte. Mein Gewissen spricht mich frei von jedem Verbrechen."

„Wirklich! Du achtest also Deine Theilnahme an der Flucht Deines Vaters für nichts?"

„Wenn man mir die Befreiung meines Vaters zuschreibt, dann habe ich sicherlich nichts zu fürchten. Gesetzt, ich hätte ihm zur Flucht verholfen, so wird doch Niemand mir dies als ein Verbrechen auslegen; ich appellire an Dein eigenes Gefühl, Bürger, und an alle Menschen, die ein Herz haben."

Als er dies sagte, sah ihn der Polizeiagent groß an. Man sah ihm an, daß diese Worte nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben waren, aber er bemühte sich, die Rührung seines Herzens zu verbergen und zu unterdrücken und entgegnete:

„In einer solchen Angelegenheit hat das Herz keine Stimme, sondern nur das Gesetz. Und dieses wird Dich verurtheilen, wenigstens dann, wenn Du es nicht durch ein offenes Geständniß zur Nachsicht

bewegest. Ich kann Dir jedoch die Versicherung geben, daß Du begnadigt wirst, wenn Du mir jetzt die ganze Wahrheit gestehest. Nenne mir daher diejenigen, welche dem früher sogenannten Grafen von Barencourt bei seiner Flucht behilflich waren."

„Es kann mir Niemand beweisen, daß ich diese edlen Männer kenne. Aber gesetzt auch, es wäre dem so, dann wäre ich ein elender, nichtswürdiger Mensch, der sich selbst verachten müßte, wenn ich durch eine solche Angabe meine Freiheit erkaufen wollte."

„Und dennoch darfst Du Dir nicht zum zweiten Male rathen lassen, dieses Geständniß zu machen, junger Mann. Es handelt sich hier um Leben und Tod. In wenigen Tagen wirst Du mit einigen andern Gefangenen von hier nach Arras abgeführt werden, und wenn Du dort vor dem hohen Gerichtshofe stehen mußt, ohne der Obrigkeit vorher in diesem Punkte Genugthuung geleistet zu haben, dann wird keine Macht auf Erden Dich retten können; glaube mir das. Sei also vernünftig und beharre nicht so eigensinnig auf Deiner Weigerung. Dein zartes Alter flößt mir Mitleid ein, und ich wünsche nichts so sehr, als Dir nützlich zu werden, aber — Du mußt mir Deine Mitschuldigen nennen."

„Ich habe keine Mitschuldigen, Bürger. Von Mitschuld kann nur da die Rede sein, wo ein Verbrechen vorhanden ist, und, dem Himmel sei Dank! keine meiner Handlungen seit jener unglücklichen Stunde, als mein Vater meinen Armen entrissen wurde, kann mit diesem Namen bezeichnet werden."

„Bei wem hast Du seither gewohnt?" fragte der Polizeiagent in der Hoffnung, auf Umwegen Das aus Leonce herauszubringen, was er zu wissen wünschte.

Leonce aber durchschaute seine Absicht und antwortete nur mit der größten Vorsicht und Bedachtsamkeit, ohne jedoch die Wahrheit zu verletzen:

„Aus dem väterlichen Schlosse vertrieben, ohne

Verwandte, ohne Freunde, die mich hätten aufnehmen können, gefoltert von herbem Schmerze, durchwanderte ich seit der Gefangennahme meines Vaters mehrere Städte, ohne mich in einer derselben längere Zeit aufzuhalten."

„Wer hat Dir die Mittel zu Deinem Unterhalte verschafft?"

„Die Arbeit meiner Hände, Bürger."

„Was für Arbeiten hast Du verrichtet?"

„Verschiedene, je nach den Bedürfnissen Derer, die mir Beschäftigung gaben."

„Seit wann bist du in dieser Gegend?"

„Erst seit gestern."

„Wohin wolltest Du gehen, als Du verhaftet wurdest?"

„Ich wollte mich eben nach einem Nachtlager umsehen."

„Du hast also gelebt wie ein Landstreicher?"

„Niemand kann dies Landstreicherei nennen, wenn Jemand auf ehrbare Weise im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdient."

„Ist das Alles, was Du zu Deiner Rechtfertigung vorzubringen weißt?"

„Bürger, ich habe nur auf Deine Fragen geantwortet. Wenn Du verlangst, ich solle mich rechtfertigen, so bitte ich Dich, mir deutlicher zu erklären, worin ich schuldig bin. Bevor das geschehen ist, darf ich mit aller Aufrichtigkeit meines Herzens sagen, daß ich unschuldig bin."

Ganz aufgebracht, daß er nichts ausrichtete, befahl der Polizeiagent, ihn wieder in sein Gefängniß zurückzuführen. Hier angekommen, war das Erste, was Leonce that, daß er Gott dafür dankte, daß er ihn gestärkt hatte, seinem Entschlusse, die Befreier seines Vaters nicht zu verrathen, treu zu bleiben.

Bisher hatte er noch immer großes Mißtrauen auf seine Kraft gesetzt, weil die Erinnerung an seine

unglückselige Plauderhaftigkeit und das daraus entstandene Unglück seinem Geiste fortwährend lebhaft vorschwebte. Aber die Probe, welche er soeben bestanden hatte, beruhigte ihn, er gewann mehr Achtung vor sich selbst und fühlte, daß seine moralische Kraft in demselben Maße gewachsen war, als er sich angestrengt hatte, über einen so unheilvollen Fehler zu siegen. Und in seinem elenden Gefängnisse empfand er eine jener beglückenden Freuden, die uns das Unglück nicht zu rauben vermag, die Freude nämlich, die jeder Mensch empfindet, wenn ihm sein Bewußtsein sagt, er habe sogar gegen seine eigene Wohlfahrt seine Pflicht gegen den Nächsten erfüllt und eine seiner Schwächen überwunden. —

Ueberlassen wir nun den jungen Grafen einstweilen seinen Gedanken, um unsere Aufmerksamkeit seiner Schwester und seinen Freunden wieder zuzuwenden, die wir gestern, seiner Rückkehr ungeduldig harrend, auf dem Schiffe zurückgelassen haben. — So lange es Tag war, empfand Aline gar keine Unruhe, denn seit Leonce sich so emsig mit den Handelsgeschäften Marcel's befaßte, war er häufig genöthigt, mehrere Stunden auszubleiben, und so glaubte sie auch jetzt, er wolle alle Angelegenheiten mit Marcel's Handelsfreunden in's Reine bringen, ehe er nach dem Schiffe zurückkehre. Als jedoch der Abend dämmerte, ja als es schon dunkel war und Stunde auf Stunde verrann, und der geliebte Bruder doch nicht erschien, bemächtigte sich ihrer eine große Angst. An den Rand des Schiffes gelehnt, horchte sie gespannt auf jedes Geräusch und richtete ihre Blicke so starr auf den Weg, den er kommen mußte, als wolle sie die Finsterniß durchdringen. Auch Marcel und seine Familie empfanden nicht geringe Unruhe. Johanna lief ungeduldig auf dem Schiffe umher wie ein Mensch, der weder Ruhe noch Rast hat. — Jetzt steht sie still und lauscht auf nahende Fußtritte.

„Da kommt er! Da ist er!“ ruft sie und in demselben Augenblicke ist sie auch schon am Ufer und läuft dem Kommenden eilig entgegen, um ihn gehörig auszuschelten, weil er ihnen Allen so viele Unruhe und so vielen Kummer durch sein langes Ausbleiben verursacht hatte.

Aline stand zitternd vor Freude und Aufregung noch immer an ihrer frühern Stelle, sie war unfähig, auch nur einen Schritt zu gehen. Schon glaubt auch sie, den Bruder in ihre Arme schließen zu können und ihm zärtliche Vorwürfe über sein Ausbleiben zu machen, da — o furchtbare Enttäuschung! — hört sie, wie Johanna ganz kleinlaut sagte:

„Was! Ihr seid es, Vater Jacques? Ich glaubte, es sei der junge Mann, der bei uns auf dem Schiffe ist. Kommt Ihr aus der Stadt? Habt Ihr ihn gesehen? Ich kann gar nicht begreifen, wo er so lange bleibt! Es ist doch schon neun Uhr vorbei und noch immer ist er nicht da! Aber, habt Ihr die Sprache verloren? Sprecht, seid Ihr ihm begegnet oder nicht?“

„Ich habe ihn gesehen,“ erwiederte der Schiffer, indem er auf das Schiff hinaufstieg.

„Ihr habt ihn gesehen, Vater Jacques?“ rief ihm Aline entgegen, „wo ist er denn? Warum kommt er nicht?“

„Kommt hinab in die Kajüte, dort will ich alle Euere Fragen beantworten,“ entgegnete Jacques, indem er sich eine Thräne aus den Augen wischte.

Aline wankte ihm nach die Treppe hinab. Noch immer hoffte sie, daß ein geringes Unglück ihren Bruder betroffen habe, als sie aber beim Scheine der Lampe das finstere Gesicht des Schiffers und seine mit tiefen Furchen durchzogene Stirne sah, da wurde es ihr zur fürchterlichen Gewißheit, daß ihr Bruder in großer Gefahr schwebe.

„Fassen Sie Muth, armes Kind!“ sagte Jacques, „fassen Sie Muth! Ihr Bruder ist verhaftet, aber jedenfalls nur durch einen Irrthum . . .“

„Verhaftet! O mein Gott!“ rief Aline schmerzlich aus und sank ohnmächtig zusammen. Klagend und jammernd über die Unglücksbotschaft eilte Margaretha ihr mit Johanna zu Hilfe.

„Ruhig!“ befahl Marcel, dessen Schmerz sich nur durch ungewöhnliche Blässe kundgab, „seht Ihr nicht ein, daß Euer Geschrei die Leiden des armen Kindes nur vermehren muß?“ Einen Augenblick sann er nach und sagte dann zu Jacques gewandt: „Wir müssen alle Schiffer, die sich in der Nähe aufhalten, zusammenrufen. Gute Kameraden leisten sich immer Beistand. Dann gehen wir mit einander in die Stadt und verlangen, daß man uns den jungen Mann herausgibt. Er ist mein Adoptivsohn und Niemand kann mir seine Zurückgabe verweigern.“

Jacques jedoch schüttelte den Kopf und entgegnete: „Höre mich an, Marcel; Du weißt so gut wie ich, daß ich nie vor einer guten Sache zurückschrecke, sei es, daß man meinen Kopf oder meinen Arm braucht, wenn ihre Ausführung nur möglich ist. Aber es kann nie schaden, mit Vernunft und Ueberlegung zu handeln, und besonders in diesem Falle dürfen wir nicht leichtsinnig zu Werke gehen, denn die Guillotine steht immer bereit und sie macht verteufelt rasche Arbeit. Nimm meinen Rath an, laß Deine Freunde für Dich handeln und mische Dich gar nicht in die ganze Geschichte. So hat es mir Leonce selbst aufgetragen. Ich weiß jetzt, was es für eine Bewandtniß mit diesen Kindern hat, und ich bin fest überzeugt, daß Du schlecht dabei wegkommen wirst, wenn Du nach Deinem Kopfe handeln willst.“

„So! Ich soll also meine Haut wahren und meine Freunde in Gefahr stürzen? Das wäre Feigheit, abscheuliche Feigheit! Seit wann hältst Du mich denn für einen Maulhelden, Jacques?“

„Warum denn gleich so aufbrausen, Marcel? Wer hat Dir denn so etwas gesagt? Du weißt, daß

ich Dich kenne, daß ich nie eine schlechte Meinung von Dir hatte und daß ich dem den Rücken gehörig zerbläuen würde, der Dir in diesem Punkte zu nahe treten würde. Aber es handelt sich jetzt nicht um Deinen Muth, Du hast eine Frau und eine Tochter, was soll aus ihnen werden, wenn man Dich festnähme?“

„Darf ich ihretwegen meinen armen Leonce im Stiche lassen?“

„Heißt denn das die Leute im Stiche lassen, wenn man ihnen Hilfe schickt? Hältst Du mich nicht für fähig, den jungen Mann zu retten?“

„Wirst Du Dir, wenn wirklich Gefahr dabei ist, für mich den Hals abschneiden lassen?“

„Und warum denn nicht? Wahrhaftig, ich glaube, ich könnte es mit eigener Hand thun. Ich bin nicht umsonst Dein ältester Kamerad, und ich habe weder Frau noch Kind. Uebrigens glaube ich auch gar nicht, daß es so weit kommen soll; denn ich stehe der ganzen Sache fern, und man kann mir höchstens sagen, ich mische mich in Dinge, die mich nichts angingen. Wenn sie mich aber auch das Vergnügen, ein Paar Tage im Gefängnisse zu sitzen, wollen verkosten lassen, so hat das, meiner Treu, auch nicht viel zu sagen. Wenn man sich für einen Freund einsperren läßt, dann kann man doch ruhig und ohne Gewissensbisse schlafen. Aber auch das fürchte ich nicht einmal. Als ich nämlich den armen Burschen verließ, war mein Herz so voll, daß ich in eine Schenke eintreten mußte, um durch eine kleine Erfrischung meine fünf Sinne wieder zu sammeln. Da hat man mir nun von einem Volksrepräsentanten erzählt, der gekommen sei, um die Lage des Landes zu untersuchen. Er soll gar nicht stolz sein, schon ziemlich bejahrt, und man sagt, er sehe gar nicht so aus, als ob er diesen erbärmlichen Wichten ähnlich sei, die ihre Mitmenschen unbedenklich auf's Schaffot liefern, um sich in Besitz ihrer Güter zu setzen. Siehst Du Jacques,

den such ich auf und bitte ihn um die Erlaubniß, unsern gefangenen Freund besuchen zu dürfen. Wenn ich alsdann erfahren habe, weßhalb er angeklagt ist, dann rufe ich unsere Freunde zusammen, und Du wirst sehen, daß wir unsere Sache gut ausrichten werden."

„O nehmt mich mit, guter Jacques!" rief Aline, „versagt mir diese Bitte nicht, denn eine Schwester, die für ihren Bruder bittet, wird selten zurückgewiesen; o laßt mich Alles versuchen, meinen lieben Bruder zu retten!"

„Das ist nicht mehr als billig," entgegnete Jacques nach kurzem Bedenken. „Jedem das Seine. Ich bin dafür, Sie mitzunehmen, wenn Marcel nichts dagegen hat."

„So! Du willst also nicht, daß ich mich für ihn verwende, und duldest doch, daß dieses schwache Mädchen sich der Gefahr aussetze?"

„Das ist etwas ganz Anderes mit mir, als mit Euch, guter Marcel," wandte Aline ein. „Euere erste Pflicht ist, wie der treffliche Jacques Euch schon gesagt hat, für Euere Frau und Euere Tochter zu sorgen, die meinige, an meinen Bruder zu denken, und Nichts in der Welt kann mich abhalten, diese heilige Pflicht zu erfüllen. Widersetzt Euch also nicht mehr länger Dem, was sein muß, erlaubet mir, morgen in die Stadt zu gehen und laßt Euch in dieser traurigen Angelegenheit durch Jacques vertreten. Seine edle, uneigennützige Theilnahme bürgt Euch für sein Bemühen, bei dem schwierigen Unternehmen jede Gefahr von mir abzuwenden. Morgen mit Tagesanbruch gehen wir also zur Stadt, nicht wahr, bester Jacques?"

Marcel konnte nichts mehr einwenden und gab daher, wiewohl höchst ungern, ihrem Verlangen nach.

Siebentes Kapitel.

Die Freilassung.

Schon früher haben wir Aline beobachtet, wie sie eine lange, lange Nacht zum Theil schlaflos hinbrachte, während der Zeit aber, wo ein leiser Schlummer sich auf ihre müden Augen senkte, von schrecklichen Traumbildern beunruhigt wurde. Es war die Nacht nach ihrer Ankunft in St. Omer, als ihr Vater im Gefängnisse schmachtete. Und jetzt — ach! jetzt war ihr Bruder, der einzige Mensch, der ihr Herz verstand, ihr einziger Verwandter, in die Hände eines habgierigen und blutdürstigen Feindes gefallen. Auch jetzt saß sie wie damals in Thränen gebadet auf ihrem Bette, und ihre brennenden Augenlider fanden nicht die ersehnte Ruhe. Alle Unfälle, die ihre Familie bisher getroffen hatten, zogen wie grauenhafte Gespenster an ihrem Geiste vorbei. Sie sah den Vater in Banden, sah ihn hilflos in fremdem Lande umherirren, sah ihn Hunger und Durst und alle Entbehrungen ertragen, sah ihn krank und elend auf dem Schmerzenslager ausgestreckt, sich sehnend nach der pflegenden Hand der Tochter. Ein so schauerliches Gemälde machte ihre erregte Phantasie ihr einerseits von dem geliebten Vater; auf der andern Seite sah sie ihren theuern Bruder in einem finstern Kerker, den kein Strahl der freundlichen Sonne erhellte. Sie sah ihn zitternd vor unmenschlichen, unbarmherzigen Richtern stehen, glaubte das Urtheil zu hören; schauerlich tönte das Wort „Tod“ aus dem Munde des Vor-

sitzenden. Jetzt erblickte sie ein Blutgerüst, darauf einen jungen Mann, der ihr traurig seinen Abschiedsgruß zuwinkte, es war — Leonce. Jetzt schwingt der Henker das bluttriefende Schwert — ach! das Opfer fällt! —

Wachend träumte also die arme Aline. Endlich begann der Tag zu grauen und rief das arme Kind wieder zum Selbstbewußtsein zurück. Eine schwere Last wurde von ihrem Herzen gewälzt, als sie erkannte, daß Alles, was sie so lebhaft gesehen, so tief mitgefühlt hatte, nur Trugbilder ihrer erhitzten Einbildungskraft waren. Rasch brachte sie ihre Kleider in Ordnung und verließ ihr Zimmer, um auf dem Verdecke die Ankunft des trefflichen Jacques abzuwarten. Bald gesellten sich Marcel, Johanna und Margaretha zu ihr, erstere sie bestürmend und anflehend, sich doch ja nicht auch der Gefahr in die Arme zu stürzen, da Jacques schon allein die Freilassung ihres Bruders erwirken werde, die letztere, Margaretha nämlich, stimmte ihrem Entschlusse vollkommen bei und bat sich selbst als eine Gunst aus, sie auf dem gefahrvollen Gange begleiten zu dürfen.

Inzwischen war auch Jacques angekommen, und nach einem kleinen Frühstücke machten sich die Drei auf den Weg nach der Stadt. Hier jedoch fanden sie noch die Thore verschlossen, weßhalb sie noch fast eine ganze Stunde warten mußten, bis sie in die Stadt kamen. War schon diese Verzögerung eine große Qual für Alinens Herz, so wurde dieses geradezu auf die Folter gespannt, als sie bis gegen Mittag der Erlaubniß entgegenharrte, den Bruder besuchen zu dürfen. Während der ganzen Zeit konnte sie sich nicht aus der Straße entfernen, in welcher das Gefängniß gelegen war. Unaufhörlich betrachtete sie die Mauern, die sie von Leonce trennten, als wollte sie dieselben mit den Augen durchdringen und die Zelle erforschen, in welcher ihr Bruder schmachtete.

Endlich hatte sie das ersehnte Papier in Händen!

„Nun gehen Sie," sagte Jacques, dessen Eifer und Ergebenheit ihr diese Gunst erlangt hatten, „gehen Sie zu Ihrem Bruder und zögern Sie nicht länger. Wenn Sie zurückkommen, werde ich Sie zu dem Volksrepräsentanten führen. Alles, was ich von ihm gehört habe, finde ich vollkommen bestätigt; er ist gar nicht stolz, sogar mein Schifferanzug hat ihn nicht verhindert, mich aufmerksam anzuhören. Ich habe jedoch nur Weniges gesagt, da ich fürchtete, zu viel zu sagen, und dachte, Sie könnten das besser thun, als ich. Er hat mir auch versprochen Sie anzuhören. Alles wird noch gut gehen, ich habe die beste Hoffnung."

Aline, durch diese Worte wieder etwas ermuntert, zog herzhaft die Schelle. Anfangs empfing der Kerkermeister sie unwirsch und brummend, als er aber Siegel und Unterschrift des Volksrepräsentanten erkannt hatte, führte er sie ohne weitere Einwendungen in das dumpfe und finstere Gewölbe, in dem Leonce eingeschlossen war.

„Leonce!" — „Aline!" — Das waren die einzigen Worte, welche die Geschwister, überwältigt vom Sturm der Gefühle, hervorzustammeln vermochten.

„Aline, Du hier!" brach endlich Leonce das Schweigen. „O, meine geliebte Schwester! warum mußtest Du denn noch an diesen Unglücksort kommen?"

„O, Leonce! wie kannst Du doch so fragen?"

„Sie werden Dich erkennen und auch in's Gefängniß werfen... Meine Gefangenschaft hätte ich ertragen, aber die Deinige, Aline, ach! das bricht mir das Herz!"

„Beruhige Dich darüber, lieber Bruder; ich habe nichts zu fürchten, im Gegentheile, ich habe gegründete Hoffnung, auch Dir die Freiheit wieder zu verschaffen." Sie erzählte ihm nun von dem Volksrepräsentanten und was der gute Jacques für sie gethan. Leonce

seinerseits theilte ihr alle Einzelheiten seiner Gefangennehmung und des bestandenen Verhöres mit. Aline schloß daraus, daß der Elende, der sie so grimmig verfolgte, noch keinen Beweis für die Schuld ihres Bruders in Händen habe. Aber diesen Beweis konnte er sich jeden Augenblick verschaffen, denn er brauchte nur den jungen Gefangenen dem Bürger Vincent gegenüberzustellen und seine Schuld war erwiesen. Der Gedanke an eine solche Möglichkeit machte Aline zittern. Sie verbarg jedoch ihre Befürchtungen vor dem Bruder und suchte ihm noch immer Hoffnung zu machen, während sie selbst keine mehr hatte. Als der Kerkermeister erschien und zum Aufbruche mahnte, drängte sie gewaltsam die Thränen zurück, um den Muth ihres Bruders nicht zu brechen. Aber auf der Straße angekommen, war sie so entkräftet und zitterte dergestalt, daß Margaretha sie im Arme führen mußte. — Jetzt stand sie vor dem Arbeitszimmer des Volksrepräsentanten, aber sie hatte nicht den Muth anzuklopfen, sie war ganz erstarrt vor Furcht. Doch, der letzte Schritt mußte geschehen, sollte nicht Alles verloren sein. In kurzer Rast sammelte sie ihre Kräfte, faßte sich ein Herz und trat ein.

„Im Namen Gottes, mein Herr,“ flehte sie den Beamten an, der ihr freundlich entgegentrat, „im Namen Gottes, haben Sie Mitleid mit meinem armen Bruder. Er ist verhaftet und schmachtet in einem scheußlichen Gefängnisse. Er wird wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, und welches Verbrechen könnte ein Knabe begehen, der noch nicht siebenzehn Jahre alt ist? O! ich bitte, ich beschwöre Sie, haben Sie Erbarmen mit seiner Jugend, seien Sie sein Vertheidiger, seien Sie seine Stütze! Das Unglück hat uns unseres Vaters beraubt, und es bleibt uns keine Hoffnung mehr, als Ihre Güte ...“

Liebevoll suchte der Volksrepräsentant sie aufzurichten, denn er hatte, obgleich er im Dienste der

grausamen Revolution stand, doch ein gutes Herz. Unbesonnen hatte er sich, getrieben von seiner politischen Meinung in den Strom gestürzt, der ihn jetzt mit sich fortriß. Kaum jedoch hatte er seine Laufbahn betreten, als es ihn schon reute, denn überall, wohin sein Auge blickte, sah er nur Leidenschaften, Habgier und Blutdurst. Zurücktreten konnte er nicht mehr, es war zu spät, aber sein ganzes Streben ging von nun an dahin, so viele unglückliche Opfer der Revolution zu retten, als ihm möglich sei. Ein solches ungerecht verfolgtes Schlachtopfer vermuthete er auch hier und empfand daher das lebhafteste Interesse für die Unglückliche, die ihn um Erbarmen anflehte. Er ahnte wohl, daß Aline einem viel höhern Range angehöre, als ihre Kleidung verrathen ließ, und gab dem Schiffer ein Zeichen, sich in das Vorzimmer zurückzuziehen. Dann näherte er sich Alinen mit eben so viel Anstand als Wohlwollen, und sagte, indem er die Formen der Anrede, wie sie das französische Volk zu dieser Zeit verlangte, bei Seite setzte:

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, empfangen Sie aus meinem Munde die Versicherung, daß ich mich bemühen werde, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Ich bin noch ganz unbekannt mit der Ursache der Verhaftung Ihres Bruders, ist er ungerecht verhaftet, dann zählen Sie auf mich. Doch muß ich Sie in Ihrem eigenen Interesse bitten, mir die ganze Wahrheit zu gestehen. Dagegen gebe ich Ihnen mein Versprechen, von dem, was Sie mir sagen, nur zu Ihrem Vortheile Gebrauch zu machen.“

Während er so sprach, betrachtete Aline ihn aufmerksam, denn sein vornehmes Wesen, seine ehrwürdigen und edlen Züge hatten sie schon gleich bei ihrem Eintritte befremdet. Eine unklare Erinnerung tauchte in ihrem Gedächtnisse auf. Sie glaubte diesen Mann in ihrer Kindheit oft bei ihrem Vater gesehen zu haben, dessen Freund er damals war. Von neuer

Hoffnung erfüllt, fragte sie ihn, ob er den Grafen von Barencourt kenne.

„Gewiß!“ entgegnete Herr von G***, „ich kenne ihn gut. Er bewohnte ein sehr hübsches, nicht gar weit von hier entlegenes Landgut und hatte zwei Kinder, eine kleine Tochter, die Jedermann lieben mußte, der sie sah, und welche die größte Freude ihres Vaters war...“

„Sie ist es, die jetzt vor ihnen steht, mein Herr,“ klagte Aline, indem ihren Augen ein Strom von Thränen entquoll. „Ja, ich bin jenes Kind, das sie ehemals in Glückseligkeit und Freude schwelgen gesehen haben, das aber heute gebeugt unter der Last des Unglücks Ihr Mitleid für ihren Bruder anfleht, für jenes andere Kind des Grafen von Barencourt, das Sie einstens auch gekannt haben, das Sie mit allen Glücksgütern überhäuft gesehen haben, und das in diesem Augenblicke in einem finstern Kerker schmachtet.“

„Was sagen Sie?“ unterbrach sie erstaunt Herr von G***, „was muß ich da hören? Und was ist aus meinem unglücklichen Freunde geworden?“

„Es ist jetzt ungefähr ein Jahr, daß er verhaftet wurde, weil er sich seinen Feinden gegenüber edel und tugendhaft bewiesen hatte. Aber er fand Mittel, seine Ketten zu brechen, er floh aus dem Vaterlande, ohne uns mitnehmen zu können. Seither haben wir nichts mehr von ihm gehört, sein Schicksal ist uns gänzlich unbekannt. Auch wir, seine Kinder, waren genöthigt, aus dem väterlichen Hause zu fliehen, das unsere Feinde ausplünderten. Aller Hilfsmittel beraubt, haben wir durch unserer Hände Fleiß unsern Unterhalt zu verdienen gesucht. Wir waren in's Elend verwiesen, hatten unsägliches Wehe zu erdulden; aber wir konnten wenigstens zusammen über das unglückliche Loos unseres lieben Vaters weinen, konnten uns gegenseitig trösten und ermuntern. Schon lachten uns wieder die

schönsten Hoffnungen auf ein zukünftiges Glück, aber jetzt..."

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, Thränen erstickten ihre Stimme. Auch Herr von G*** war tief ergriffen und versank in Nachdenken, traurige Erinnerungen tauchten in seiner Seele auf. Aber das mächtige Interesse, das ihm die Kinder seines Freundes einflößten, rüttelte ihn bald aus seinen Träumen wieder auf; er fragte Aline, ob sie die Feinde ihres Vaters kenne, und forderte sie auf, ihm alle Einzelheiten, die darauf Bezug hätten, mitzutheilen. Kaum jedoch hatte Aline den Namen „Harnel" ausgesprochen, als Herr von G*** erblaßte und eine auffallende Angst an Tag legte. Dennoch folgte er Alinens Erzählung mit Aufmerksamkeit und sagte, als sie geendet hatte.

„Armes Kind! Ihr Unglück ist größer, als ich denken konnte. Wir haben es mit einem Manne zu thun, der in dieser Gegend mit unbeschränkter Macht herrscht, mit einem Manne, der unversöhnlich ist, und dem man nicht zu nahe treten darf, ohne seine fürchterlichste Rache heraufzubeschwören, eine Rache, deren Ende man nicht vorhersehen kann. Glücklicher Weise ist er bis zu einem gewissen Grade von mir abhängig, da ich von mehreren seiner geheimen Verbrechen Kenntniß habe, und ich hoffe, daß er, um mein Schweigen zu erkaufen, von jeder weitern Verfolgung Ihres Bruders abstehen wird. Das ist aber auch Alles, was ich Ihnen versprechen kann."

„Das ist auch Alles, was ich von Ihnen wünsche, mehr kann ich nicht verlangen," erwiederte Aline, in ihrem Herzen jauchzend und frohlockend.

„Ich hatte anfangs vor, noch mehr für Sie zu thun," sagte Herr von G***, ich wünschte, Ihnen auch das Erbe Ihres Vaters wieder zu gewinnen, aber diese Freude ist mir versagt. Die Feindschaft

dieses elenden Menschen hatte schwerlich einen andern Grund, als das Vermögen Ihres Vaters. Harnel wollte es besitzen. Seiner Habsucht entgegentreten, hieße, ich wiederhole es mit Bedauern, sich der ganzen Wuth seines Hasses aussetzen."

„O! unser Vermögen mag er behalten, wenn er mir nur meinen Bruder wiedergibt. Schon seit langer Zeit haben wir den Reichthum entbehren gelernt, Gott, der uns bisher geführt und geleitet hat, wird uns auch in Zukunft nicht verlassen, er wird uns den Muth verleihen, auch die neuen Prüfungen, die seine Weisheit über uns verhängt, mit Ergebung zu ertragen. O! machen Sie sich weiter keine Sorgen, als um meinen Bruder! Denken Sie an sein schreckliches Gefängniß und an die unsäglichen Qualen, die ich erdulde! Haben Sie Mitleid mit meinen Thränen, o! eilen Sie, geben Sie mir meinen Bruder zurück!"

„Edles Mädchen, ich habe Ihnen versprochen, Ihren Bruder zu befreien, ich werde mein Versprechen erfüllen, zweifeln Sie nicht an mir! Kommen Sie morgen wieder zurück; ich hoffe, dann Ihren Bruder in Ihren Armen zu sehen."

„Morgen! O, mein lieber Herr! bis morgen dünkt es mir eine Ewigkeit zu sein, wenn Er nicht bei mir ist! Sie wissen es, der Schmerz zählt die Sekunden, und jede Sekunde bis morgen ist mir ein qualvolles Jahr."

So rührenden Worten konnte Herr von G*** nicht länger widerstehen, der Ton ihrer Worte bezeugte, daß sie aus dem Innersten ihrer Seele kamen. Herr von G*** sprang auf, bedeutete ihr, seine Rückkehr zu erwarten und eilte fort.

Bewegungslos blieb Aline auf ihrem Stuhle sitzen, sie konnte den Gedanken kaum fassen, daß ihre sehnlichsten Wünsche sich so unerwartet schnell erfüllen sollten. Und doch quälten sie noch Zweifel und Befürchtungen, aber ihr gläubiges Gottvertrauen zer-

streute diese bald. Vertrauend sank sie auf die Kniee und dankte in brünstigem Gebete dem lieben Gott für seine Hilfe und seinen Beistand. Bald konnte sie sich wieder vollkommen getröstet und gestärkt erheben, eine solch wunderbare Wirkung hatte das Gebet auf ihr Herz hervorgebracht.

O! warum sträubt sich doch der ungläubige Mensch, zu diesem Hilfsmittel, das nie seine wohlthätige Wirkung versagt, seine Zuflucht zu nehmen, wenn er von Widerwärtigkeiten heimgesucht wird? — Wenn der Weheruf von seinen Lippen ertönt, wenn der Schrei der Verzweiflung aus seinem Munde erschallt, — sein Ruf verhallt im leeren Raume, sein Schrei verweht ungehört in den Lüften, weil er sich von Gott abgewandt hat, weil er nicht Hilfe sucht bei dem, der sie ihm allein gewähren kann. Dies ist der unglücklichste und elendeste Zustand, in welchen sich der Mensch stürzen kann. Weinen, leiden ohne Hoffnung auf Vergeltung, ohne Trost im Glauben zu finden, das ist die schrecklichste Qual, es ist eine Todesangst, die der Ungläubige sein ganzes Leben hindurch leiden muß. — Dem Christen dagegen bietet sich nach dem Leben noch eine Zukunft dar, die des Lebens Mühsale mit ewiger Freude vergilt. Zu leiden, um den Himmel zu verdienen, den steilen und dornigen Pfad, der zum Himmel führt, unverdrossen zu wandeln, dazu gehört ohne Zweifel Muth und Kraft. Aber ein schönes Ziel liegt vor uns, und wenn wir dieses betrachten, dann erstarkt unsere Seele für den Kampf und sie ist entschlossen, ihn mit der Hilfe dessen, der seine Gnade Niemanden versagt, muthig durchzukämpfen. Wenn sie ermattet, stärkt er sie; wird sie gebeugt, so richtet er sie wieder auf, und selbst im Elende flößt er ihr Hoffnungen ein, die ihre Kraft nicht erlahmen lassen.

So dachte und fühlte auch Aline, während sie betete.

„Ja, mein Gott!“ sprach sie, „ohne Grenzen ist Deine Güte, wie Deine Macht. Du wirst die Ketten meines Bruders brechen, Du wirst diesem Manne, den der Anblick meines Schmerzes so sehr gerührt hat, die Mittel und Wege eingeben, unsern Feind, der uns so hartnäckig verfolgt, siegreich zu bekämpfen. Aber auch dieses Feindes selbst, o Gott! erbarme Dich! Verlaß ihn nicht ganz; siehe, er ist unglücklicher als wir, da seine Seele mit Verbrechen belastet ist. Er wandelt auf dem Wege des Verderbens, aber Du o Gott! führe ihn zurück von diesem Wege, erfülle ihn mit Reueschmerz, auf daß er beweine, was er an uns und so vielen Andern Uebles gethan hat!“ —

Auf dieses Gebet, in welchem ihre christliche Liebe den Sieg über den natürlichen Abscheu, den der Böse jedem guten Menschen einflößt, davongetragen hatte, fühlte sich das fromme Mädchen stark genug, die Rückkehr des Herrn von G*** geduldig abzuwarten. Jetzt erst erinnerte sie sich auch wieder der guten Freunde, welche sie hierher begleitet hatten. Diese warteten noch immer mit der größten Ungeduld in dem Vorzimmer. Besonders Jacques gab seine üble Laune mit einigen seiner gewöhnlichen Kraftausdrücke kund. Da Herr von G*** ohne ein Wort an sie zu richten, hastig an ihnen vorbeigegangen war, hoffte er, daß Aline nun bald zu ihnen kommen werde, um ihnen das Ergebniß ihrer Besprechung mit dem Volksrepräsentanten mitzutheilen. Als sich jedoch diese Hoffnung nicht sogleich verwirklichte, wurde er sehr aufgebracht und näherte sich schon dem Zimmer, wo Aline war, als diese eben selbst die Thüre öffnete.

„Das ist ein Glück, daß Sie noch da sind, Fräulein!“ schrie er laut auf. Aber haben Sie denn Ihre fünf Sinne verloren, daß Sie gar nicht mehr an Ihre Freunde denken? Warum haben Sie uns nicht gleich gesagt, was Sie zu hoffen oder zu fürchten

haben? Halten Sie uns denn nach Allem, was geschehen ist, noch für Marmorblöcke?"

„Nein, nein, Vater Jacques! Ihr habt mir zu viel Güte, zu viel Besorgniß um mein und meines Bruders Wohlergehen bewiesen, als daß ich an Euerm Herzen zweifeln könnte."

„Gut, gut!" drängte Jacques, „lassen Sie das bei Seite und sprechen Sie endlich einmal, wir brennen vor Verlangen zu hören, wie die Sachen stehen."

Aline theilte ihnen kurz mit, daß der Volksrepräsentant ausgegangen sei, die Freilassung ihres Bruders zu erwirken, ohne jedoch zu erwähnen, daß Herr von G*** ein alter Freund ihres Vaters sei. Jacques drehte sich vor Freude auf einem Fuße herum und rief laut:

„Potz Tausend! Das sind gute Nachrichten! Auf! Margareth, Du mußt vorauslaufen und Deinen Eltern, die so sehnsüchtig auf unsere Rückkehr warten, die Freudenbotschaft melden. Man darf es nie aufschieben, wenn man Jemand eine Freude machen kann."

Margaretha aber wollte nicht fortgehen. Die ihrem Geschlechte eigenthümliche Neugierde bannte sie an die Stelle und sie sagte deshalb: „Wenn aber diese Freudenbotschaft eine falsche wäre, wahrhaftig, dann würde ich etwas Schönes anrichten, meine Eltern würden sich hernach nur noch mehr grämen."

„Es ist nur gut, daß Du keine Prophetin bist," fiel Jacques ärgerlich ein, als er bemerkte, welchen niederschlagenden Eindruck diese unüberlegten Worte auf Aline machten. Zur Strafe dafür stieß er Margaretha, die mit ihm in das Arbeitszimmer des Volksrepräsentanten eingetreten war, wieder hinaus, indem er sagte: „Da Du nicht thun willst, was ich Dir sage, so mache, daß Du auf Deinen Platz kommst. Es wird besser sein, daß der Volksrepräsentant, wenn er zurückkommt, Dich und auch mich an der Stelle

wiederfinden wird, wo er uns verlassen hat." Er ging also mit Margaretha hinaus, kam jedoch sogleich wieder zurück und flüsterte Alinen zu: „Achten Sie nicht auf das dumme Geschwätz des Mädchens, Sie wissen ja, daß sie nicht weiter sieht, als ihre Nase reicht. Verlieren Sie den Muth nicht, hier ist Gott selber thätig, er verläßt brave Menschen nicht."

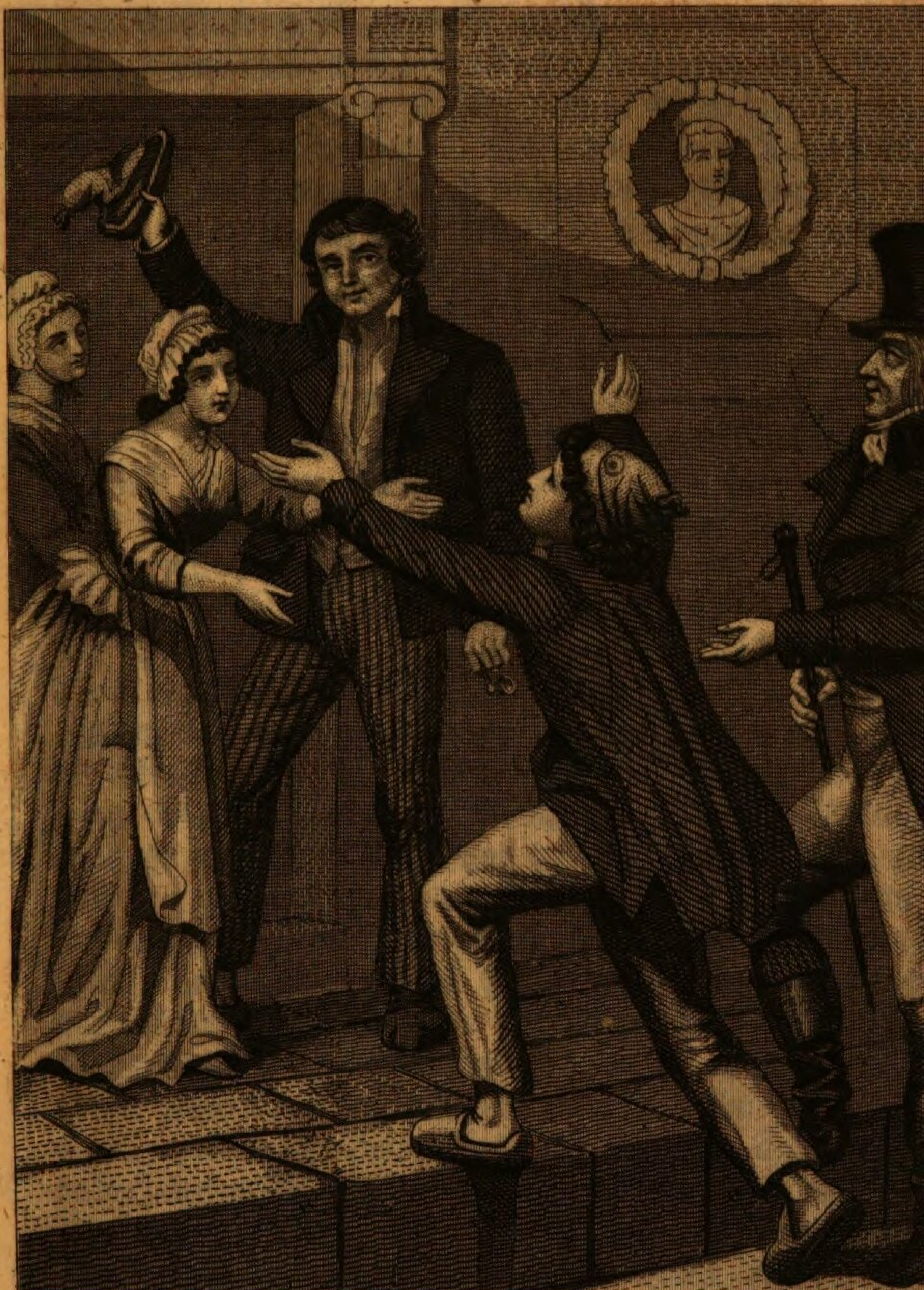
Aber sein Zuspruch konnte den Eindruck, den Margarethas Worte auf Aline gemacht hatten, nicht ganz verwischen. Neue Befürchtungen erwachten in ihrem Herzen, die, je länger sich die Rückkehr des Herrn von S*** verzögerte, desto mehr sich steigerten. Bald sah sie nichts mehr als unüberwindliche Hindernisse, welche die Freilassung ihres Bruders unmöglich machten, jede Hoffnung verschwand vor ihrem von Trauer umflorten Geistesblicke, sie überließ sich ganz ihrem Schmerze, und unaufhörlich rollten heiße Thränen über ihre Wangen. Endlich nach drei langen Stunden hörte sie hastige Schritte sich nahen.

„Hier ist er! Fräulein Aline, hier ist er!" schrie Jacques, und in demselben Augenblicke lag Leonce in den Armen seiner Schwester.

Wenn es keine Worte gibt, eine große Traurigkeit zu beschreiben, so gibt es deren noch viel weniger, eine unerwartete Freude zu schildern, welche diese Trauer endigt. Es ist dies ein Eindruck, der das Herz mit solcher Gewalt ergreift, daß es dem Menschen unmöglich ist, das was in seinem Innern vorgeht, zu beschreiben.

Dieser Eindruck war bei den beiden Geschwistern so tief und ergreifend, daß im ersten Augenblicke nur erstickende Schreie zu hören waren, wie von einem Menschen, der heftige Schmerzen zu leiden hat. Erst nach und nach kamen sie wieder zum Bewußtsein und erst allmählig fanden sie Worte, ihrem Wohlthäter zu danken, der dem Anscheine nach zwar weniger gerührt, in Wirklichkeit aber nicht weniger glücklich war,

S. 104.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Die Geschwister.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.



als sie selbst, und der eine lang entbehrte Freude in dem Anblicke ihres Glückes genoß.

Aber auch ernste Gedanken bewegten ihn, denn das Glück der armen Kinder war nicht so vollständig, als sie glauben mochten. Er benützte den Augenblick, als der Schiffer, dessen Treue und Anhänglichkeit er nicht so genau kannte, sich mit Margaretha wieder zurückgezogen hatte, und sagte zu seinen jungen Freunden:

„Meine lieben Kinder, es ist jetzt Zeit, an Ihre Sicherheit zu denken, für welche ich mich nicht verbürgen kann, wenn Sie nicht sobald als möglich diese Gegend verlassen, wo Ihr Feind Ihnen jeden Augenblick neues Wehe bereiten kann, und auch wirklich bereiten wird, ohne daß es mir möglich sein wird, die Wirkungen seines Hasses unschädlich zu machen. Er hat Sie, lieber Leonce, im Verdachte, daß Sie das Amt eines Beschließers im Gefängnisse übernommen hätten, um Ihren Vater zu befreien, und diese That, die Sie in den Augen aller Menschen ehren würde, wenn wir in einer Zeit lebten, wo gute, edle Gefühle geschätzt würden, diese That hat er seiner Anklage zu Grunde gelegt. Ich habe ihn gedrängt, sie zurückzuziehen und für jetzt wenigstens alle weitere Verfolgung und Feindseligkeit gegen Sie einzustellen, aber, ich wiederhole es, trauen Sie diesem scheinbaren Gesinnungswechsel nicht. Je mehr seinem Hasse die Zügel gelegt werden, desto begieriger ist er, ihn zu befriedigen, sobald er Gelegenheit findet. Sie müssen sich daher entfernen, damit er Ihre Gesichtszüge vergißt. Ich rathe Ihnen, nicht in das Ausland zu gehen. Diesen Ausweg würde ich nur im Falle der höchsten Noth anrathen, da er das Maß des Unglücks voll macht. Zudem ist die Auswanderung beinahe unmöglich. Unsere siegreichen Armeen haben die ganze Grenze besetzt, haben diese sogar nach Deutschland hin viel weiter ausgedehnt. Ich wüßte keinen bessern Zu-

fluchtsort für Sie als Belgien. Dieses von unsern Truppen eroberte Land wird zwar nach denselben Gesetzen regiert, die unser Vaterland jetzt beherrschen, aber das belgische Volk hat sich von unsern Leidenschaften nicht anstecken lassen, es beweint und beklagt sie. In seiner Mitte können Sie ruhig und ungefährdet die Rückkehr Ihres Vaters abwarten. Wenn Sie gegen die Stadt Ostende nichts einzuwenden haben, so kann ich Ihnen den Schutz eines vortrefflichen Mannes erwirken, der sich eine Freude daraus machen wird, Ihnen alles Gute zu leisten, das in dem Bereiche seiner Möglichkeit liegt, und der Sie im Nothfalle auch gegen Ihren Feind beschützen wird, wenn dieser Sie dort entdecken sollte."

„O, mein Herr!" antwortete Leonce, an den die letzten Worte besonders gerichtet waren, „Sie setzen Ihren Wohlthaten die Krone auf dadurch, daß Sie auch um unser ferneres Wohlergehen Sorge tragen. Dankbar nehmen wir Ihr gütiges Anerbieten an. Erlauben Sie nur heute noch, zu unsern guten Freunden auf dem Schiffe zurückzukehren, morgen wollen wir uns ganz nach Ihrem weisen Rathe richten und unsere Schritte nach der Stadt lenken, die Sie uns bezeichnet haben."

„Gut denn!" sagte Herr von G***, „schicken Sie diesen Abend noch den Schiffer, der Sie hierher begleitet hat, zu mir. Ich werde ihm Ihre Pässe geben und ein Empfehlungsschreiben hinzufügen, das Ihnen bei meinem Freunde eine gute Aufnahme verschaffen soll, und ich hoffe, daß alle meine Wünsche glücklich erfüllt werden."

Doch hiermit begnügte er sich noch nicht. Da er glaubte, seine Schützlinge seien aller Hilfsmittel beraubt, bot er ihnen seine volle Börse an, wodurch sie für längere Zeit vor jeder Noth gesichert wären. Das Anerbieten rührte sie sehr, aber sie konnten sich nicht entschließen, es anzunehmeu. Sie wußten, daß

Marcel ihrem Vater noch eine ziemliche Summe schulde, und daß seine gegenwärtige Lage es ihm wohl erlaube, ihnen soviel auszuzahlen, als sie nöthig hätten, bis sie selbst im Stande wären, durch Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen. Nochmals sprachen sie Herrn von G*** ihren innigsten Dank aus und nahmen dann Abschied von ihm, um mit Jacques und Margaretha zu dem Schiffe zurückzukehren.

Achtes Kapitel.

Die Geschwister verlassen das Vaterland.

Der freundliche Leser kann sich leicht denken, mit welcher Unruhe Marcel und Johanna die Rückkehr ihres Freundes und der beiden Mädchen erwarteten. Seit deren Weggehen saßen sie in tiefe Trauer versunken auf dem Verdecke des Schiffes; alle Lust zum Arbeiten war fort, sie fühlten nicht einmal die Kraft in sich, die Ballen, welche in wirrem Durcheinander umherlagen, zu ordnen. Marcel machte sich wegen seiner unseligen Sorglosigkeit bittere Vorwürfe. Er klagte sich an, daß er nicht aufmerksamer über den ihm von seinem Wohlthäter anvertrauten Schatz gewacht habe. Ja der starke Mann vergoß Thränen des Schmerzes, als ob er von den heftigsten Gewissensbissen gefoltert werde. Johanna dagegen hatte weder Ruhe noch Rast. Sie lief bald an's Ufer, bald wieder auf's Schiff, indeß ihre Blicke immer auf den Weg gerichtet waren, der nach der Stadt führte. Jetzt sprach sie leise vor sich und murrte über das Schweigen ihres Mannes, den sie, so gerne sie es gethan hätte, doch diesmal nicht auszuzanken wagte, dann stieß sie wieder einen lauten Schrei der Ungeduld oder des Schmerzes aus, je nachdem die Unbeständigkeit ihrer Gemüthsart gerade auf sie einwirkte.

Diese fieberhafte Aufregung hatte schon den größten Theil des Tages hindurch gewährt, als sie endlich in der Ferne Freund Jacques mit seinen Begleitern bemerkte. Von Freude ergriffen, stürzte sie in die

Arme Marcel's und rief: „Da kommen sie, sieh', dort sind sie, und das liebe Kind ist bei ihnen. Ich habe es wohl gesagt, ja ich habe es Dir gesagt, daß Du Dich ganz für Nichts so abhärmtest." Die letzten Worte hörte Marcel schon nicht mehr. Sobald er Leonce erkannt hatte, war er aufgeschnellt wie ein Pfeil und den Kommenden entgegengeeilt, um Leonce in seine Arme zu schließen.

Diese rührenden Beweise der Zuneigung bewegten die Geschwister lebhaft. Sich geliebt sehen, ist so tröstlich für den Unglücklichen, ist eine Erleichterung, nach der sich sein Herz so sehr sehnt. Seit einem Jahre waren unsere geächteten Freunde mit der Familie Marcel's innig verschlungen; sie betrachteten die beiden Eheleute als ihre Pflegeeltern; sie hatten deren Lebensweise angenommen, wie sie sich auch an ihren Arbeiten betheiligten, und wenn die Verbannung des geliebten Vaters nicht fortwährend ihren Schmerz rege gehalten hätte, so hätten sie sich vielleicht derart an dieses einfache und thätige Leben gewöhnt, daß sie wohl nie den lieben Gott um eine Stelle in der Gesellschaft gebeten hätten, die ihrem Range und ihrer Geburt angemessener gewesen wäre.

Man kann überhaupt immer die Beobachtung machen, daß das Unglück, wenn es die Seele des von seiner Hand Getroffenen nicht ganz niederbeugt, wenn es seinen Muth nicht bricht und den klaren Blick seines Geistes nicht trübt, ihn immer über den wahren Werth der irdischen Güter aufklärt. Es zeigt ihm dieselben in ihrer nackten Gestalt, entblößt von allem eitlen Schimmer, in den sie der Stolz auf Geburt oder Reichthum hüllt. Es macht ihn stark, immer, auch dem kleinsten Gute, den geringsten Tröstungen, die wir noch genießen könnten, zu entsagen. Wenn es ihn nöthigt, mit einer niedrigen Volksklasse zu verkehren, die er in seinem Glücke vor Kurzem vielleicht noch verachtet hat, dann läßt es ihn auch dort reinere

und dauerhaftere Freuden finden, als in den höchsten Regionen der Gesellschaft, in denen der Mensch so häufig sich selbst betrügt und sich über seine Mitmenschen erhaben dünkt, während er doch nur der Sclave seiner Leidenschaften ist.

Wenn wir uns aufmerksam nach einer Lebenslage umsehen, in welcher die Seele gewöhnlich eine beständige Ruhe und Zufriedenheit genießt, so werden wir eingestehen müssen, daß keine geeigneter ist, ihr eine solche zu bereiten, als diejenige, in der wir uns durch tägliche Arbeit ein gutes Auskommen, einfache Sitten und Liebe zur Tugend erwerben.

Eine solche Lage hatten unsere Freunde, die Kinder des Grafen von Barencourt gefunden, und obwohl eine längere Erfahrung sie noch nicht gelehrt hatte, alle Vortheile derselben zu würdigen, so ließ ihr gesunder Verstand sie doch Annehmlichkeiten in demselben finden, die keines von beiden ein Jahr vorher darin vermuthet hatte. Besonders jetzt, als der Drang der Umstände sie nöthigte, die stille und bescheidene Familie Marcel's zu verlassen, fühlten sie so recht, wie beneidenswerth ihr Loos war, so lange sie in deren Mitte verweilen konnten. Jeder Beweis der Liebe und Freundschaft, den die beiden Gatten ihnen gaben, jedes Wort, das die innere Freude verrieth, die jene über die glückliche Befreiung des jungen Leonce empfanden, war für diesen wie auch für seine Schwester ein neuer Grund, die nahe bevorstehende Trennung von den guten Leuten zu beklagen. In diesem Augenblicke vergassen sie, wie oft die reizbare Johanna ihre Geduld auf die Probe gestellt hatte; sie erinnerten sich nur ihrer guten Eigenschaften, der mütterlichen Sorgfalt, mit der sie, besonders in den letzten Monaten, über sie gewacht hatte, und keines von ihnen konnte sich entschließen, ihr die traurige Botschaft von ihrer Abreise am nächsten Morgen mitzutheilen.

Inzwischen hatte Johanna das Essen aufgetragen,

und zwar hatte sie in Anbetracht des heutigen langen Fastens sehr reichlich aufgetischt. Während der Mahlzeit blickten sich Leonce und Aline von Zeit zu Zeit verstohlen an, um sich gegenseitig zu ermuntern, den Pflegeeltern mitzutheilen, daß eine eiserne Nothwendigkeit sie von ihnen wegreiße. Auch Jacques, der ebenfalls mit zu Tische saß, war in großer Verlegenheit. Denn er sah voraus, welchen Kummer diese Nachricht Marcel und seiner Frau bereiten würde. So war die Mahlzeit vorübergegangen, der Tisch schon abgedeckt, ohne daß der Rath des Volksrepräsentanten mit einer Silbe erwähnt worden wäre. Und doch mußte Einer reden, denn die Nacht brach ein und Jacques mußte noch in die Stadt gehen, um die Pässe abzuholen. Er faßte sich also ein Herz und theilte seinem alten Freunde Alles mit, der bei dieser Nachricht wie versteinert da saß. Bei Johanna brach sich der Schmerz sogleich Bahn.

„Ach!“ rief sie, mit von Thränen erstickter Stimme, „ach! der Friede, der Wohlstand unserer Haushaltung geht mit ihnen fort! Sie waren so gut, daß man sich selbst bemühte, gut zu werden, allein um ihnen zu gefallen. Und sie arbeiteten so viel und so gut, daß Alles um uns her gedieh. O, mein Gott! Ist es möglich, daß ein solches Unglück über uns kommt, daß Deine Hand uns so schwer trifft!“

Man sieht wohl, daß das Leid Johanna's nicht aus ganz reinen Motiven entsprang, sondern zum Theil auch aus persönlichem Interesse, welches so oft in der menschlichen Handlungsweise eine große Rolle spielt. Es erfordert auch wirklich einen großen Seelenadel, um über dieses Gefühl die Oberhand zu behalten, und Johanna hatte es noch nicht so weit gebracht, sich selbst von ihren Gefühlen Rechenschaft geben zu können, viel weniger noch sie zu beherrschen. Dagegen war die Zuneigung Marcel's für die Kinder seines Wohlthäters ganz und gar frei von Eigennutz.

Wir wissen ja, daß es ihm wehe that, sie arbeiten zu sehen. Als er nun vernahm, daß sie ihn verlassen und fliehen mußten, dachte er nur mehr einzig an ihre Reisebedürfnisse und ging vor Allem seine Kasse zu zählen, um sich zu versichern, ob sie genug enthalte, ihnen ein ordentliches Reisegeld und Hilfsmittel für die erste Zeit mitzugeben, bis sie selbst für ihre Bedürfnisse sorgen könnten. Er trug zwar nur seine rückständige Schuld ab, aber wenn er auch ihrem Vater nichts geschuldet hätte, so hätte er sie doch nicht mit leeren Händen aus der gastlichen Barke entlassen, in welche er sie in ihrem Unglücke aufgenommen hatte. Mit edlem Herzen brachte er ihnen also die ganze Summe, in deren Besitz er damals war. Sie belief sich auf achthundert Livre. Es war dies eine für diese Zeit sehr beträchtliche Summe, denn die Verbreitung der Staatspapiere hatte das baare Geld sehr selten gemacht, besonders unter Leuten, die von der Arbeit ihrer Hände oder vom Handel lebten.

Leonce und Aline wollten jedoch nur die Hälfte dieser Summe annehmen. Sie wußten, daß der Rest von Marcel's Schuld sich nicht höher belaufe und um keinen Preis in der Welt hätten sie sich entschließen können, den guten Mann ganz und gar aller seiner Hilfsquellen zu berauben. Marcel aber drang so lange in sie, daß sie ihm endlich versprechen mußten, wenn die Noth sie dränge, bei ihm Hilfe zu suchen.

Als diese Angelegenheit zwischen ihnen geordnet war, beeilten sich die nun zum zweiten Male verwaisten Kinder, im Schlafe die Ruhe zu suchen, die ihnen nach der Aufregung des heutigen Tages so nothwendig war. Sie mußten sich auch auf neue Strapazen vorbereiten, die sie am folgenden Tage erwarteten, da sie aus Furcht, der ihnen so feindselige Harnel möchte ihre Spur zu leicht wiederfinden, es nicht wagten, zu der Reise die öffentlichen Wagen zu benutzen, und also den weiten Weg zu Fuß zurücklegen mußten.

Endlich brach der Morgen an. Die Geschwister hatten sich mit dem ersten Grauen des Tages erhoben, um ihre kleinen Vorbereitungen zu Ende zu bringen, und bald waren sie auch von der trefflichen Familie umgeben, mit der sie bisher so enge vereint gewesen. Johanna's und Margarethens Thränen waren während der Nacht nicht vertrocknet, Marcel ging mit feuchten Augen umher und auch die beiden Geschwister weinten bitterlich. Denn es war ihnen gar so hart, dieses ruhige Asyl zu verlassen, um in der weiten Welt umherzuirren und unter Fremden und Unbekannten neuen Leiden, neuen Drangsalen entgegen zu gehen, und zwar allein, jung und unerfahren. Dieser Gedanke machte sie vor der Zukunft zittern. Nichts desto weniger wünschten sie den Abschied kurz zu machen, da er für beide so schmerzlich war, und mit Ungeduld erwarteten sie den guten Jacques. Dieser hatte Marcel, als er am verflossenen Abende die Pässe und Empfehlungsschreiben von dem Herrn von G*** gebracht hatte, versprochen, die jungen Reisenden eine Strecke zu begleiten. Bald kam er auch wirklich mit einem kleinen Wagen, um ihnen, wie er sagte, die erste Müdigkeit zu ersparen. Diese unerwartete Hilfe war ihnen durchaus nicht unnütz, denn als sie sich von denen trennten, die bisher ihre einzige Stütze waren, überwältigte sie der Schmerz so sehr, daß sie nicht die Kraft gehabt hätten, die Anstrengungen einer Fußreise zu ertragen. Doch nun war diesem Uebelstande durch die Vorsicht des dienstfertigen Schiffers abgeholfen.

Als sie nun so rasch dahin fuhren, als der Mast des Schiffes ihrem Blicke entschwunden war, war es ihnen, als ob eine unermeßliche Wüste sich vor ihnen öffnete, das Leben schienen sie nur mehr in nebelhafter Ferne zu erblicken. Als sie nun gar dachten, daß auch Jacques sie bald verlassen werde, daß sie nach wenigen Stunden allein sein würden, sich selbst überlassen auf

ihrem Wege, der ihnen wie eine Wildniß vorkam, da sank ihnen gänzlich der Muth.

Ach! diese wenigen Stunden, die sie mit so vielem Schmerze dahin schwinden sahen, sie waren bald vorbei. Sechs Wegestunden hatten sie zurückgelegt, und der gute Jacques konnte nicht mehr weiter. Am nächsten Tage sollten mehrere Schiffe die Anker lichten und unter ihnen auch das seine. Wie sehr es ihn auch schmerzte, er mußte der Nothwendigkeit weichen und zurückkehren. Schon während der Reise hatte er den beiden jungen Verbannten einige Verhaltungsmaßregeln und Aufschlüsse in Betreff des Weges gegeben, den sie einschlagen sollten, damit sie den Nachstellungen ihrer Feinde leichter entgehen könnten; diese schärfte er ihnen nochmals nachdrücklich ein, bezeichnete ihnen einen Flecken, in dem sie die Nacht über bleiben sollten und eilte pfeilschnell mit seinem Wagen davon, ohne daß er den Muth hatte, den Kopf nach ihnen umzuwenden und ihnen ein letztes Lebewohl zuzuwinken.

Man müßte selbst ein Mal in einer solchen Lage gewesen sein, wie unsere jungen Freunde, wenn man sich einen richtigen Begriff von den Gefühlen der unglücklichen Geschwister nach dem Weggange dieses ihres letzten Freundes machen wollte. Unbeweglich standen sie am Rande des Weges und verfolgten mit den Augen den Wagen, der den guten Vater Jacques, wie sie ihn immer genannt hatten, hinweg führte. Als er nun in der Ferne ganz verschwunden war, fielen sie weinend einander in die Arme und sagten mit gebrochener Stimme: „Jetzt stehen wir also allein in der Welt." Mehr konnten sie nicht sprechen, drückten ja auch diese wenigen Worte Alles aus, was sie empfanden, was sie litten. Schweigend faßten sie sich bei den Händen und machten sich weinend auf den Weg. Leonce faßte sich zuerst wieder, trocknete seine Thränen und sagte mit einem Blicke gegen Himmel zu seiner Schwester: „Aline, worüber sind wir so

traurig? Ich bitte Dich, höre auf zu weinen. Wir begehen eine Sünde der Undankbarkeit gegen den lieben Gott, der uns so augenscheinlich bisher in unserem Unglücke beschützt hat. Bedenke, daß wir gestern noch durch die schrecklichen Mauern eines Gefängnisses getrennt waren, das ich wahrscheinlich nur mehr hätte verlassen sollen, um auf das Blutgerüst zu steigen, daß ich aber jetzt bei Dir bin, daß ich jetzt wieder frei die frische Luft des Feldes athme. Hoffen wir also, daß die mächtige Hand, die uns bis jetzt erhalten hat, uns auch in Zukunft nicht verlassen wird, wenn wir auch neue Leiden zu ertragen haben. Mir will es übrigens dünken, daß das Mißgeschick sich jetzt genug an uns gerächt habe, und daß es endlich ablassen werde, uns so hart zu bedrängen. Wer kann es wissen? Wir werden vielleicht einst noch glücklicher werden, als daß wir es zu beklagen hätten . . ."

„Ach," fiel ihm Aline in's Wort, die noch ganz unter dem Einflusse düsterer Gedanken stand: „Ich fürchte sehr, daß die Hoffnung auf Glück hienieden nichts als ein Hirngespinnst ist. Wenn ich das Leben nach dem beurtheilen soll, was wir bisher schon erfahren haben, so kann ich nur annehmen, daß uns nichts als Leiden und Trübsal aufbehalten ist. Doch, es sind Leiden, es sind Trübsale, wodurch die Seele gereinigt und geläutert wird, sie sind es, die uns zumeist an Jesum Christum, unser himmlisches Vorbild, erinnern. Wohlan also, lieber Leonce, da wir bestimmt sind, auf der Erde nur Bitterkeiten zu verkosten, segne ich den Himmel, daß er uns den Glauben vor den Prüfungen verliehen hat, ich danke dem lieben Gott, daß er in dein Herz diese Festigkeit, diesen Muth, diese Entschlossenheit gelegt hat, die auch mich wieder zum Selbstbewußtsein gebracht hat, und die mir alle die Tröstungen zeigen, die mir in meinem lieben Bruder geblieben sind."

Bei diesen Worten drückte Leonce die Hand seiner

Schwester an sein Herz und beide setzten schweigend ihren Weg fort. Aber dieses Schweigen hatte nichts Schmerzliches mehr für sie, denn süße Gefühle erfüllten ihre Seele, fast könnte man es Freude oder Glück nennen, was sie inmitten ihrer Traurigkeit empfanden. Aber woher kam diese Freude, woher dieses Glück? Aus den erhabenen Gedanken, die in dem christlichen Glauben ihren Ursprung haben, aus der Wonne, in die das Christenthum alle Eindrücke zu verwandeln versteht, wenn es festen Grund in unsern Herzen gefaßt hat, mit einem Worte, aus dem Bewußtsein eines guten Gewissens, das uns das Unglück nie zu entreißen vermag, und aus den Tugenden, zu denen das Unglück den Keim in uns legt, wenn wir nur in Gott und nicht in einem irdischen Gute unsere Rettung suchen.

Auf Gott setzten auch unsere jungen Reisenden ihr Vertrauen und verfolgten ihren Weg mit neuem Muthe. Aline jedoch, die ehemals eine tüchtige Fußgängerin war, in Folge ihres langen Aufenthaltes auf dem Schiffe aber viel von ihrer früheren Rüstigkeit verloren hatte, verspürte bald eine große Müdigkeit, und wie sehr sie auch wünschte, vorwärts zu kommen, mußte sie sich doch zu kurzer Rast entschließen, um ihre Kräfte wieder einigermaßen zu sammeln. Zwei Stunden Wegs hatten sie schon zurückgelegt, seit sie sich von Jacques getrennt hatten, und die Sonne stand noch hoch am Himmel, so daß sie darauf rechneten, vor einbrechender Nacht noch den Flecken zu erreichen, den Jacques ihnen bezeichnet hatte. Es war dies auch vielleicht der einzige Ort, wo sie übernachten konnten; denn so weit ihr Auge reichte, konnten sie keine menschliche Wohnung erblicken. Aber Alinens Ermattung war zu groß, so daß Leonce ernstlich befürchtete, das vorgesteckte Ziel heute nicht zu erreichen. Während er noch nachdachte, wie diese Schwierigkeit zu überwinden sei, kam eine Bäuerin mit einem schlechten Karren an ihnen vorbei, die den Weg nach dem Flecken ver-

folgte. „Diese arme Bäuerin wird vor uns ankommen," sagte Aline zu sich selbst, indem sie einen traurigen Blick auf das elende Fuhrwerk warf. Leonce errieth aus diesem Blicke ihren Gedanken, den sie laut auszusprechen nicht gewagt hätte, lief dem Wagen nach und fand zu seiner Freude noch einen leeren Platz. Gerne räumte die Bäuerin diesen auf seine Bitten Alinen ein, während Leonce rüstig nebenher zu Fuße ging. So erreichten sie ungefährdet den Flecken, wo die Bäuerin sie von neuer Verlegenheit befreite, indem sie ihnen gastfreundlich ihr Haus zur Nachtherberge anbot. Dies war ein großes Glück für sie, da sie in dem Orte ja gänzlich unbekannt waren; sie nahmen also dankbar das Anerbieten an.

Die Hütte, in welche die Bäuerin sie führte, war so ärmlich, daß sie nicht die geringsten Bequemlichkeiten darbot, aber wir hatten im Verlauf unserer Erzählung schon Gelegenheit, zu bemerken, daß das Unglück eine Schule ist, in welcher man allem Ueberflusse, den der Reichthum gewöhnlich nach sich zieht, entsagen lernt, und daß man, wenn man im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen muß, bald das Angenehme vergißt, um an das Nothwendige zu denken. Leonce und Aline wußten sich daher auch bald zu fügen. Das Jahr, das sie bei Marcel verlebt, hatte sie von allen unnothwendigen Bedürfnissen frei gemacht, an die sie im Schooße des Wohlstandes gewohnt waren. Die reich besetzte Tafel des väterlichen Schlosses hatten sie verlassen, um sich mit dem einfachen Tische Marcel's zu begnügen, und jetzt, nachdem sie auch diesen verlassen mußten, waren sie zufrieden mit dem ländlichen Mahle der Besitzerin einer elenden Hütte. Ihr liebevolles Wesen und ihr bescheidenes Benehmen hatte ihnen so sehr das Vertrauen und das Wohlwollen dieser guten Frau gewonnen, daß sie ihnen ihr ganzes Haus zur Verfügung stellte. Erst vor wenigen Stunden hatten sie sich kennen gelernt und schon be-

handelte sie die Kinder als gute Bekannte. Doch darüber können wir uns nicht wundern, denn reine Herzen kennen selten das Mißtrauen und fühlen sich immer zu einander hingezogen.

Auch unsere Reisenden empfanden die lebhafteste und aufrichtigste Freude, unter diesem zwar ärmlichen, aber mit Liebe angebotenen Dache die Nacht zubringen zu können. Zu ihrem Bette konnte ihnen die Bäuerin nichts geben, als einige Bündel Heu, aber sie schliefen darauf so sanft, daß sie sich am andern Morgen ganz neu gestärkt fühlten, um ohne Mühe die vielen Beschwerden des heutigen Tages ertragen zu können.

Ihre freundliche Wirthin hatte für ein einfaches, aus warmer Milch und Brod bestehendes Frühstück schon Sorge getragen und füllte ihnen außerdem ihre Reisetaschen mit Vorräthen für den weiten Weg. Sie hatte aus der fast ärmlichen Kleidung ihrer Gäste geschlossen, daß diese keine Reichthümer besäßen, weshalb sie auch Alles zurückwies, als ihr Leonce eine Vergütung für ihre Mühe und Sorgfalt aufdringen wollte.

„Machen Sie mir dadurch keinen Kummer," sagte sie. „Wenn ich Jemanden ein Nachtlager anbiete, will ich von ihm keine Bezahlung dafür haben, zum allerwenigsten von Ihnen, denn Ihr Anblick allein macht mir eine große Freude und ich bin dadurch hinlänglich bezahlt. Nur wünschte ich, daß Sie länger bei mir blieben. Wenn Sie aber wieder durch den Flecken kommen, treten Sie ohne Umstände ein. Sie finden bei mir immer, wie man sagt, „eine gute Suppe und ein freundliches Gesicht."

Diejenigen, an welche diese naiven Worte gerichtet waren, wurden dadurch so gerührt, daß sie nicht mehr länger darauf bestanden, sie zu bezahlen. Sie drückten also ihre Erkenntlichkeit mit Worten aus und nahmen Abschied von der guten Frau, welche den an-

genehmen Eindruck in ihnen zurückließ, den immer das Zusammentreffen mit guten edlen Menschen macht.

In kurzer Entfernung vom Flecken führte ihr Weg sie einen kleinen Berg hinauf, von dessen Gipfel aus sie eine entzückende Aussicht genossen. Der Morgen war wunderschön. Leichte Nebel, welche die aufgehende Sonne hervorrief, stiegen auf vom Schooße der Erde, schwebten eine Zeit lang über dem Boden hin und erhoben sich dann in die Lüfte, um im weiten Weltenraume zu verschwinden. Die ganze Natur erwachte vom Schlummer der Nacht und wurde neubelebt. Vergoldete Gefilde breiteten ihren Reichthum vor dem erstaunten Auge aus und warfen einen neuen Glanz auf die umherliegenden prachtvollen Wiesen. Die Blumen öffneten ihre Kelche, um ihre lieblichen Wohlgerüche auszuathmen. Die Bäume schüttelten mit Stolz ihr in allen Farben schimmerndes, vom Thau der Nacht befeuchtetes Laub, und die Vögel hüpften lustig von Ast zu Ast, die Alten riefen zwitschernd ihre Jungen aus dem Neste, in welchem sie weich gebettet, vor Frost und Nässe geschützt die Nacht verbracht hatten. Dieses vollendete Bild der schönen Natur machte einen so erhabenen Eindruck auf Leonce und Aline, daß sie nicht aufhören konnten es anzustaunen; man hätte glauben können, es sei das erste Mal, daß sie ein solches Bild sähen. In der That sind auch die Wunderwerke Gottes so vielfach und mannigfaltig, daß sie uns immer neu erscheinen, in welcher Weise sie auch immer unserm Blicke sich darbieten, weil wir immer neue Schönheiten, neue Herrlichkeiten in ihnen entdecken, die wir bis dahin nicht wahrgenommen oder nicht beachtet haben.

O, wenn dieses wundervolle Bild auch für den Gottesläugner nutzlos ist, wenn er seiner Vernunft selbst wiedersprechend sich selbst mit Blindheit schlägt, um den allmächtigen Gott aus seinen Werken nicht erkennen zu müssen, dann bietet die Natur dem wahren

Christen doch eine reichhaltige Quelle, aus welcher er neue Nahrung für sein geistiges Leben schöpft. Ihm ist sie ein sprechender Beweis der Allmacht und Güte Gottes, auf jedem Schritte erinnert er sich der Größe der Wohlthaten seines himmlischen Vaters und demüthig beugt er sein Haupt vor dessen Macht und Güte und fühlt sich immer von Neuem angetrieben, ihm seine Huldigung darzubringen.

So machten es jetzt auch unsere Geschwister. Seit langer Zeit hatten die armen Kinder jedes Unterrichtes in der Religion entbehrt. Und doch ist dieser so nothwendig, wenn die Frömmigkeit im Herzen des Menschen gedeihen soll. Es ist bekannt, daß während dieser traurigen Periode in Frankreich die Altäre zertrümmert, die Priester vertrieben oder getödtet wurden, und so der katholische Glaube nur in den Herzen der Guten bestehen konnte. Glücklicher Weise hatte Aline, wie wir schon früher bemerkt haben, all die guten Ermahnungen und Rathschläge, die ihr so oft während ihres Aufenthaltes bei den guten Ursulinerinen eingeschärft worden waren, treu im Gedächtnisse bewahrt, und nach ihrer Wiedervereinigung mit Leonce, besonders aber nach dem Unglücke, das sie getroffen, hatte sie sich immer bemüht, den guten Samen auch in das Herz ihres Bruders, der sie zu seinem Vorbilde gewählt hatte, zu legen, und es war ihr wirklich gelungen, ihm eine eben so feste und reine Frömmigkeit einzuflößen, als sie selbst besaß.

Dieser vollkommne Einklang ihrer religiösen Gefühle hatte zur Folge, daß sie auch dieselben Eindrücke empfanden. Was der eine liebte, liebte sicher auch die andere, sie hatten dieselben Gedanken, beteten mit einander. Freude und Leid theilten sie in gleicher Weise mit einander, kurz, sie lebten dasselbe Leben, waren ein Herz und eine Seele; sie hatten nur einen Willen, und diesen ihren Willen suchten sie immer nur an Gottes heiligen Willen anzulehnen. Wenn die

Tugend das Band der Verwandtschaft fest knüpft, dann hat dieses Band viele Reize, viele Annehmlichkeiten. Leonce und Aline fühlten dies von Tag zu Tag mehr. Vergebens hatte das Unglück seine harte Hand gegen sie ausgestreckt; indem sie gegen seine Schlinge kämpften, fanden sie immer Freuden und Genüsse, welche die glänzendste Lage nicht bieten kann, wenn die Religion von ihr ausgeschlossen ist.

So vergaßen sie auch jetzt beim Genusse dieses schönen Morgens, beim Anblicke dieser reizenden Landschaft, welche sich vor ihren Augen ausbreitete, ihre Beschwerden und gaben sich ganz dem Gedanken an die Wohlthaten Gottes hin. Dieser Gegenstand ihrer Betrachtung gab ihnen neuen Muth, so daß sie freudig den Tag hindurch voranschritten und alle trüben Gedanken aus ihrem Herzen ausschlugen.

Neuntes Kapitel.

Rettung aus großer Gefahr.

Indessen war die Art und Weise, wie unsere jungen Flüchtlinge reisten, ebenso langsam als unbequem. Marcel und Jacques hatten ihnen eine genaue Beschreibung des Weges gegeben, den sie verfolgen sollten, und ihnen dringend anbefohlen, Städte von ziemlicher Größe zu vermeiden. So waren sie öfters genöthigt, Umwege zu machen, die ihre Kräfte erschöpften, ohne sie ihrem Ziele näher zu bringen. Aus demselben Grunde wagten sie auch am Abende des zweiten Reisetages nur in einem Dörfchen einzukehren, wo sie jedoch bei weitem nicht die Zuvorkommenheit und die sorgfältige Behandlung fanden, die ihnen am vorhergehenden Tage zu Theil geworden war.

Unter vielen Mühen und Beschwerden kamen sie endlich in die Nähe einer Dunkerque. Man hatte sie

versichert, daß sie, wenn sie von hier bis Ostende — dem Meeresstrande entlang gingen, viel weniger Gefahren zu bestehen hätten, als auf jedem andern Wege, und sie leisteten daher diesem Rathe Folge und zwar um so lieber, als sie immer so gerne dieses Meer in seiner Unermeßlichkeit betrachteten, obgleich sie schon vielfach Gelegenheit gehabt hatten, es zu sehen.

Anfangs empfanden sie ein lebhaftes Gefühl der Freude, als sie dieses großartige und prächtige Bild so nahe vor sich sahen, wo die mächtige Hand Gottes, die es geschaffen hat, sich in so erhabener Weise zeigt. Besonders Aline war davon tief gerührt. Aber plötzlich unterbrach ein unerklärbarer Schrecken ihre Bewunderung. Die Meeresküste war ganz verlassen, und einsam düsteres Gewölke schichtete sich am Horizonte auf, und das traurige Schweigen dieser Einöde wurde nur durch den Schlag der tobenden Wellen unterbrochen.

„O Leonce, wie fürchte ich mich!“ sagte sie endlich, indem sie sich fest an den Bruder anschmiegte, „diese Sandberge, an denen man keine Spur von vegetabilischem Leben bemerkt, dieses trostlose Meeresufer, die drohenden Wogen, Alles, Alles, was ich sehe, versetzt meine Seele in eine fürchterliche Angst, die ich nicht überwältigen kann.

„Laß uns zurückkehren,“ antwortete Leonce, „und einen andern Weg einschlagen.“

„Nein, das wäre unklug, meine Angst wird vorübergehen, zudem habe ich keinen vernünftigen Grund, mich so zu fürchten und ich will mich anstrengen, mir diese Gedanken aus dem Sinn zu schlagen.“

Nach und nach beruhigte sie sich wirklich; über ihre eben noch so bleichen Wangen verbreitete sich wieder ein liebliches Roth. Ja, sie lachte selbst über ihre Angst und versuchte auch, ihren Bruder wieder aufzuheitern, dem die Leiden der geliebten Schwester sehr zu Herzen gingen.

Aber sie kamen immer nur langsam voran, da

die große Müdigkeit Alinens sie zu häufigem Rasten zwang. Die Gegend begann schon sich in Dunkel zu hüllen, und noch immer sahen sie das Ziel ihrer Reise nicht.

Um ihr Unglück voll zu machen, erhoben sich plötzlich heftige Windstöße, die ihnen einen eisigkalten Regen in's Gesicht trieben. Ein dichter Nebel hüllte sie ein, und der Sand, auf dem sie dahinschritten, war so locker, daß sie bei jedem Schritte bis über die Fußknöchel einsanken.

Von Müdigkeit ganz erschöpft, konnte sich Aline schon seit mehreren Stunden nur mit Mühe aufrechthalten, und sie fühlte, wie alle Befürchtungen, die sie heute morgen gehabt, wieder vor ihren Geist traten. „O, mein Gott, eile uns zu Hilfe!" seufzte sie tief auf, indem sie sich anstrengte mit Leonce gleichen Schritt zu halten.

Dieser suchte sie zu ermuthigen, aber ein Blick auf das Wasser jagte ihm einen unsäglichen Schrecken ein. Er maß mit den Augen den geringen Abstand zwischen den Fluthen und den unübersteigbaren Sanddünen und schrie: „Die Fluth kommt! Aline die Fluth! Wir müssen uns beeilen, oder wir gehen unrettbar verloren!" Mit diesen Worten nahm er sie trotz ihres Widerstrebens, trotz der Schwierigkeiten des Bodens auf seine Arme und eilte, beladen mit dieser kostbaren Last, eine Viertelstunde weit fort.

Aber die Fluthen näherten sich mit jedem Augenblicke drohender, wurden mit jedem Augenblicke furchtbarer. Jedes Mal, wenn eine Welle sich hoch aufthürmte und dann wieder mit entsetzlichem Getöse zusammen stürzte, hätte man glauben mögen, daß die beiden unglücklichen Kinder ihr Grab in denselben finden würden.

„Rette Dich! Leonce, rette Dich!" sagte Aline ganz außer sich, „laß mich hier sterben, ich bitte Dich, rette nur Dich, Du kannst die Stütze und der Trost

unseres armen Vaters werden, während ich zu nichts nütze bin."

„Ich soll mich retten und Dich verlassen! soll meine Schwester dem Tode preisgeben! Nein, nein! Wir werden uns mit einander retten, oder wir sterben mit einander," betheuerte Leonce mit edler Selbstaufopferung, und von Neuem versuchte er mit Aufbietung aller seiner Kräfte gegen die empörten Elemente anzukämpfen.

Dieses Opfer sollte nicht unbelohnt bleiben, der Himmel erbarmte sich ihrer gefahrvollen Lage. Gerade in dem Augenblicke, wo sie ein Raub der Wellen zu werden fürchteten, fuhr eine Kalesche an ihnen vorbei. Der Führer derselben blieb taub gegen das verzweifelnde Geschrei der armen Kinder; aber eine Dame im Wagen hatte sie gehört und befahl dem unmenschlichen Kutscher zu halten.

„Ich kann mich hier nicht aufhalten," sagte dieser unwirsch, „Jeder ist sich selbst der Nächste. In einer Viertelstunde müssen wir aus aller Gefahr sein, oder es ist um uns geschehen."

„Das macht nichts, halten Sie, ich will es!" Zu gleicher Zeit entriß die edle Dame ihm die Zügel und gab Leonce Zeit, seine Schwester in den Wagen zu heben. Der Kutscher stieg wüthend von seinem Sitze, ging zu den Pferden, die bei jedem Schritte bis zu den Knieen in den Sand einsanken und zog sie unter schrecklichen Flüchen vorwärts. Leonce leistete alle nur mögliche Hilfe. Er half den Pferden auf, wenn sie strauchelten, zog sie vorwärts, wenn sie ermattet stehen bleiben wollten; er schmeichelte ihnen und sprach ihnen ermunternd zu, aber schon bespülten die Wogen die Räder des Wagens.

„Wir sind verloren," sagte entmuthigt der Kutscher.

„Nein, wir sind gerettet!" rief Leonce, „sehen sie dort den Leuchtthurm von Furnes. Noch einige Schritte und wir sind in Sicherheit!"

In der That rollte nach wenigen Minuten der Wagen auf festem Boden fort. Leonce setzte sich zu seiner Schwester, innig schlossen sie einander in die Arme, ohne nur ein einziges Wort hervorzubringen. Das eben Erlebte hatte sie so tief erschüttert, und beide waren so entkräftet von den gemachten Anstrengungen, daß sie ihre Freude über die glückliche Rettung nicht mit Worten auszudrücken vermochten.

Die edle Dame, der sie ihr Leben verdankten, war selbst fast ohnmächtig. Sobald sie jedoch in einem Gasthause von Furnes abgestiegen waren, fand sie in ihrer natürlichen Herzensgüte Kraft genug, ihren Unglücksgefährten all die Sorgfalt zuzuwenden, deren ihr Zustand bedurfte.

Die Gräfin von Juvigny, so hieß die Dame, hatte zu viel Welt- und Menschenkenntniß, um nicht auf den ersten Blick entscheiden zu können, daß die Geschwister nicht das seien, was sie schienen und daß sie eine gute Erziehung genossen hatten. Ein gutes Benehmen und ein edler Geist geben sich, ohne es zu wissen und zu wollen, immer denen gegenüber kund, welche diese Güter selbst besitzen. Man erkennt sie immer, unter welcher Verkleidung sie sich auch verbergen mögen, und diese gute Eigenschaft war zu sehr in die Augen springend bei unsern jungen Verbannten, als daß ihre Retterin sich in ihnen hätte täuschen können. Auch die fernern Bemerkungen, die sie an ihnen machte, erhöhten das lebhafte Interesse, das sie für dieselben fühlte, und das sie zu ihren Gunsten stimmte. Sie ließ Alinen ein Bett in ihrem eignen Zimmer zurechtmachen, wachte mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt den größten Theil der Nacht an ihrer Seite und hatte am andern Morgen die Freude, sie von der großen Schwäche befreit zu sehen, die sie in Folge der gestrigen Aufregung befallen hatte. Es erfolgte nun ein Austausch der gegenseitigen Gefühle, die sich auf der einen Seite in der herzlichsten Dank-

barkeit, auf der andern in der zärtlichsten Zuneigung äußerten. Frau von Juvigny, die ungefähr sechzig Jahre zählte, hatte ein imponirendes Aeußere. Ihr Ernst und ihre würdevolle Haltung flößten Jedermann Achtung gegen sie ein, ohne jedoch das Vertrauen auszuschließen; denn aus ihren ausdrucksvollen Zügen konnte man die Güte und das Gefühl ihres Herzens lesen. In ihrer Nähe fühlte sich Aline ganz wohl, und mit ebensoviel Anmuth als Dahingabe drückte sie ihr ihre Dankbarkeit aus, von der ihre Seele ganz erfüllt war.

„O, danken Sie mir nicht," sagte die Gräfin, „Sie wissen es ja selbst, daß ein Dienst, den wir Jemanden erweisen, seinen Lohn in sich selbst trägt. Uebrigens habe ich nichts für Sie gethan, als was Jeder an meiner Stelle gethan hätte, und der Werth, den Sie meiner Handlung beimessen, verbindet mich ebenso sehr gegen Sie, als Sie sich gegen mich verbunden glauben. Doch, wie dem auch sei, ich fühle ein zu lebhaftes Interesse für Sie, als daß ich nicht versuchen sollte, Ihnen in Wirklichkeit einige gute Dienste zu leisten. Würde ich vielleicht unbescheiden erscheinen, wenn ich Sie fragte, nach welcher Stadt dieses Landes Sie ihre Schritte lenken wollen?"

„Wir haben vor, nach Ostende zu gehen, wo wir einige Zeit zu verweilen gedenken, wenn der liebe Gott uns dort Arbeit finden läßt."

Während Aline diese wenigen Worte sprach, betrachtete Frau von Juvigny sie mit immer mehr wachsendem Wohlwollen. Sie ahnte, daß die beiden Geschwister Opfer der Revolution seien, vor deren Schrecken sie selbst geflohen war, und dieser Gedanke verdoppelte ihre Zuneigung für ihre junge Landsmännin.

„Ich frage Sie nicht nach ihren Geheimnissen," sagte sie, „wir müssen jeden Menschen zuerst prüfen, ehe wir ihm unser Vertrauen schenken. Aber gestern, Angesichts der drohenden Gefahr haben wir mit einan-

der den Himmel um Erbarmen angefleht, unsere Herzen näherten sich einander, während uns das Gebet vereinigte, und kaum haben wir uns gegenseitig kennen gelernt, so waren wir auch uns schon nicht mehr fremd. Nehmen Sie daher die kleinen Dienste an, die ich Ihnen in ihrer Lage leisten kann. Ich bin wie Sie Französin, aber die Schläge des Schicksals haben mich, wie so viele meiner Landsleute genöthigt mein Vaterland zu verlassen und mich in Ostende niederzulassen, wo ich eine Erziehungs-Anstalt gegründet habe, die jetzt in voller Blüthe steht. Dieser Umstand macht es mir nicht nur leicht, Sie in die Stadt mitzunehmen, sondern auch Ihnen dort eine Wohnstätte zu bieten, wo Sie vor aller Gefahr sicher sind. Was Ihren Herrn Bruder betrifft, so suchen wir ihm eine Wohnung ganz in unserer Nähe, so daß Sie die Trennung von ihm wenig empfinden werden, und ich hoffe auch ihm von einigen Nutzen sein zu können."

Man kann sich leicht denken, mit welcher Freude Aline dieses Anerbieten annahm, das ihr in diesem Augenblicke als eine wirkliche Wohlthat des Himmels erschien. Zufällig kam Leonce zu ihnen, als sie noch über diesen Gegenstand sprachen. Er wußte kaum Worte zu finden, ihrer Beschützerin seinen innigsten Dank auszusprechen.

Einige Minuten später stiegen sie mit Frau von Juvigny in deren Wagen, welche auch während der übrigen Reise nicht aufhörte, ihnen alle mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen.

Ein Schmerz jedoch erwartete sie noch, als sie an dem Orte ihrer Bestimmung ankamen. Wie Frau von Juvigny vorher gesagt hatte, konnten sie nicht unter demselben Dache wohnen, und dies war für beide sehr empfindlich. Sie bemühten sich jedoch, den Kummer, den sie darüber empfanden, in der Tiefe ihres Herzens zu verschließen. Auch hatten sie alle Ursache, sich zu ihrer Zukunft Glück zu wünschen, denn

ihre neue Freundin wachte über alle ihre Bedürfnisse, wie die zärtlichste Mutter, so daß sie dieselbe auch als ihre Mutter betrachteten und ihr ihr ganzes Vertrauen schenkten, was ein neuer Grund für diese war, ihren Eifer für sie zu verdoppeln.

Bis jetzt hatte Leonce das Empfehlungsschreiben des Herrn von G*** noch nicht abgegeben. Es war an einen sehr reichen Rheder, Namens Vanderstad gerichtet, der in dem ganzen Lande den Ruf der strengsten Redlichkeit und die allgemeine Achtung genoß. Madame von Juvigny empfahl Leonce dringend, von seinem Briefe Gebrauch zu machen. Aber er mußte zuvor, wie auch seine Schwester, die bei Marcel angenommene Verkleidung ablegen, ehe er sich dem Herrn vorstellen konnte, dessen Schutz ihm versprochen war.

Wir haben früher bemerkt, daß Leonce, so lange sein Vater noch im Besitze seiner Güter war, sehr eitel war, welcher Umstand seinem Benehmen eine viel größere Sicherheit gab, als man für sein Alter hätte erwarten dürfen. Seit jedoch durch seine Schuld ein Unglücksfall nach dem andern die Familie getroffen, hatte er erkannt, daß Geburt nicht das Recht gibt, die Achtung der Menschen zu beanspruchen, wenn sie nicht vereint ist mit Tugenden, die allein ihr wahren Glanz geben. Seitdem nun war diese übermüthige Sicherheit in ein solches Mißtrauen gegen Sich selbst umgeschlagen, daß sein Benehmen bei seinem ersten Besuche bei Herrn Vanderstad sogar einen großen Theil seiner natürlichen Fähigkeiten verdeckte.

Mit größter Schüchternheit stellte er sich diesem Herrn vor. Herr Vanderstad war ein Belgier in jeder Bedeutung des Wortes, d. h. er besaß, wie der größte Theil seiner Landsleute, alle Eigenschaften, die man an biedern, menschenfreundlichen und gastfreundlichen Männern rühmt. An seinem Aeußern konnte man jedoch kein Zeichen entdecken, das diese vortrefflichen Eigenschaften kund gegeben hätte. Er stand in

einem Alter von ungefähr fünfzig Jahren und war außergewöhnlich beleibt. Seine Bewegungen waren langsam und gemessen wie seine Worte, und wenn auch die unveränderliche Ruhe seiner Gesichtszüge auf eine edle Seele schließen ließ, so war es doch unmöglich in seinen Mienen zu lesen, was er fühlte oder dachte. Kurz, es war einer der Charaktere, in deren Nähe man sich sicher fühlt, ohne jedoch Behagen zu empfinden, und deren Inneres man nur langsam mit Hilfe der Zeit und solcher Umstände ergründen kann, welche ihr Herz unwillkürlich bloß legen.

Die scheinbare Unempfindlichkeit des Herrn Vanderstad machte einen so niederschlagenden Eindruck auf Leonce, daß er nur stotternd einige unverständliche Worte hervorbrachte. Der Rheder saß in einem großen Fauteuil und rauchte Makuba aus einer langen Pfeife, aus welcher er mächtige Dampfwolken emporblies. Leicht kräuselte sich der Rauch und stieg dann langsam in die Höhe empor, und in diesem Anblicke schien der Rheder seine einzige Unterhaltung zu finden. Ohne ein Wort zu sprechen nahm er das Packet aus Leonce's Händen, ja ohne auch nur den Ueberbringer anzublicken. Leonce mußte zweimal den Namen des Herrn von G*** aussprechen, ehe sich Herr Vanderstad bequemte, den Brief zu erbrechen. Ein sanftes wohlgefälliges Lächeln glitt über seine Lippen, während er las. Endlich legte er das Schreiben beiseite, bedeutete Leonce, sich auf einen Stuhl, der ihm gerade gegenüber stand, niederzulassen, und sagte langsam und gemessen:

„Seien Sie mir willkommen, junger Herr. Es freut mich sehr, daß Herr von G*** bei dieser Gelegenheit gerade an mich dachte. Er fordert meine Freundschaft für Sie, aber das geht so rasch nicht. Wir Belgier brauchen immer Zeit, ehe wir Freundschaft schließen. Was unsere Dienste betrifft, so bieten wir sie immer aus gutem Herzen und ohne Zögern

dem Hilfsbedürftigen an. So stehe auch ich Ihnen ganz zu Diensten, und Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mich fortan als Ihren Banquier betrachten."

„Ich bin Ihnen für dieses Anerbieten von Herzen dankbar, mein Herr," entgegnete Leonce erröthend, „aber ich kann es nicht annehmen. Ich würde mich nur dann glücklich schätzen, wenn Ihre Güte mir eine Stelle verschaffen könnte, eine Beschäftigung, welcher Art sie auch sein mag, die mich in den Stand setzt, ehrenvoll mein Brod zu verdienen."

Der Rheder betrachtete den jungen Sprecher, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Haben Sie Geschmack am Handelswesen?"

„Wenn die Noth gebietet, mein Herr, darf man nicht zögern, jede Beschäftigung zu ergreifen, die uns ohne die Ehre zu verletzen, der Noth entreißen kann."

„Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem, was Sie da sagen. Wie alt sind Sie?"

„Beinahe siebenzehn Jahre, mein Herr."

„Sie sind sehr stark für Ihr Alter und wie es scheint, auch sehr verständig. Hören Sie, wenn eine Stelle in meinem Bureau Ihnen zusagt, so biete ich sie Ihnen von Herzen an. Sie erhalten achtzehnhundert Livres Gehalt, monatlich zahlbar."

„Das ist zu viel, mein Herr, viel zu viel. Erlauben Sie, daß ich eine solche Summe erst dann annehme, wenn ich im Stande sein werde, sie zu verdienen."

„Aber, wenn ich sie Ihnen geben will? das hängt doch nur von mir ab."

„O mein Herr, das ist kein vernünftiger Grund. Ihr edles Benehmen gegen einen Unbekannten, den Sie heute zum ersten Male sehen, erfüllt mein Herz mit Dankbarkeit. Von diesem Augenblicke an gehöre ich ganz Ihnen, meine Kräfte dem Amte, das Sie mir anzuvertrauen die Güte haben. Aber noch einmal,

ich kann nicht zustimmen, einen Verdienst anzunehmen, der das übersteigt, was meine geringen Kräfte zu leisten vermögen. Wenn ich in der Folge so glücklich sein sollte, Ihnen in der Laufbahn, die Sie so gütig mir eröffnen, von einigem Nutzen zu sein, dann werde ich auch sicher nicht zögern, den Lohn meiner Arbeit entgegen zu nehmen."

Der junge Mann hatte diese Worte mit einem Gemisch von Bescheidenheit und Würde gesprochen, so daß er sich vollends das Wohlwollen des trefflichen Kaufmannes erwarb. Denn dieser griff nach einem Schellenzuge und sagte dem Bedienten der sogleich erschien:

„Joseph, bring uns eine Flasche Volneyer, zwei Gläser und einige Brüsseler Bisquitten."

Der Befehl wurde pünktlich vollzogen. Herr Vanderstad füllte die zwei Gläser und reichte eines seinem neuen Commis mit den Worten:

„Auf Ihr Wohl, junger Herr, und auf das Ihres Herrn Vaters! Er hat einen Sohn, der ihm Ehre macht."

Dieses Wort, welches der Belgier mit größter Ruhe gesprochen, aber nicht ohne einen Ausdruck von Güte, rührte unsern Leonce lebhaft. In diesem Augenblicke erkannte er, daß es ihm keine Mühe mache, seinen neuen Beschützer lieb zu gewinnen.

„Bis morgen also," sagte dieser, als er Leonce entließ. „Kommen Sie Schlag neun Uhr Vormittags. Ich liebe in allem Pünktlichkeit, sie ist die Schwester der Ordnung, und Niemand wird es zu Etwas bringen, wenn er sich nicht auf diese beiden Tugenden, als Fundamente stützt. Was Ihre Besoldung betrifft, die Sie nicht so hoch annehmen wollen, so wird der Kassirer bis auf weitere Bestimmung Ihnen monatlich hundert Livres auszahlen. Morgen werden Sie mir auch sagen, wozu sich Ihre Fräulein Schwester entschlossen hat, die mir mein Freund gleich dringend anempfohlen hat. Ich kann Ihnen jetzt schon versprechen, daß meine Frau sich alle Mühe geben wird,

ihr eine angemessene Stellung zu verschaffen, wenn das Ihr und Ihrer Schwester Wunsch ist."

Leonce konnte auf diesen Vorschlag keine Antwort geben. Aber man begreift, mit welcher Freude über ihre nun gesicherte Zukunft er in die Arme seiner Schwester eilte.

„O Aline, meine liebe Aline," rief er, sobald er in ihr Zimmer trat, „endlich, hoffe ich, werden wir wieder glücklich sein. Alles geht nach Wunsch, und wenn ich dem glücklichen Anfange trauen darf, haben wir keine Noth mehr zu fürchten für unsern lieben Vater, wenn der liebe Gott ihn uns zurückgibt."

Dann erzählte er Alles, was zwischen ihm und dem Rheder vorgefallen war. Frau von Juvigny, die eben anwesend war, war hoch erfreut über Alles, was sie hörte und erhöhte noch die Freude der Geschwister, indem sie ihnen versicherte, sie könnten in Zukunft alles Gute von Herrn Vanderstad erwarten.

„Er hat mit Ihnen angestoßen," sagte sie. „Bei allen Belgiern ist dies das sicherste Zeichen des Wohlwollens. Bei Herrn Vanderstad ist es noch viel mehr. Bei ihm ist es ein Zeichen seiner Achtung und Zuneigung, welches er selten Jemanden zu Theil werden läßt, und ich kann Ihnen nur Glück wünschen, diesen Beweis seines innigsten Wohlwollens empfangen zu haben. „Was Sie betrifft," sagte sie, indem sie sich zu Aline wandte, so ist der zugesagte Beistand ohne Zweifel sehr ehrenvoll für Sie. Dennoch hoffe ich, daß Sie mein aufrichtiges Verlangen, Sie in meiner Nähe zu behalten, auch berücksichtigen werden. Wir sind Landsleute und auf fremder Erde ist dies ein Band, das französische Herzen noch nie zerrissen haben. Wir haben außerdem noch andere Gründe, die unser Zusammenbleiben fordern. Sie beweinen den Verlust eines Vaters, ich den eines Gatten. Wir stehen an Geburt einander gleich, dasselbe Unglück hat uns getroffen, wir empfinden dieselben Schmerzen; endlich,

was höher als alles Dieses anzuschlagen ist, die Vorsehung hat uns in der Stunde der Gefahr zusammengeführt. Wir dürfen ihre Wege nicht eigenmächtig durchkreuzen. Bleiben wir also bei einander, um uns gegenseitig die Last unserer Leiden zu erleichtern. Sie haben Bildung und Unterricht genossen, und ausgezeichnete Talente, Ihren Wissensschatz hier zu verwerthen. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir behilflich wären, die mir anvertrauten Kinder zu unterrichten. Wollen Sie in meinen Vorschlag einwilligen?"

Statt aller Antwort stürzte Aline in die Arme der edlen Dame und von diesem Augenblicke an bildete sich zwischen ihnen, trotz der Verschiedenheit ihres Alters, eine solche Uebereinstimmung in Gefühlen und Handlungen, daß man hätte glauben können, sie hätten ihr ganzes Leben mit einander zugebracht.

Zehntes Kapitel.

Günstige Gestaltung des Looses der Geschwister.

Am folgenden Morgen schon traten die Geschwister, jedes in die ihm angewiesene Stellung ein.

Seit ihrer frühesten Kindheit gewohnt, mitten in einem Schwarm von fröhlichen und muthwilligen jungen Mädchen zu leben, kostete es Aline gar keine Ueberwindung, jetzt wieder zu dem Leben in einem Erziehungshause zurückzukehren, das früher so viele Reize für sie hatte, und das noch so viele angenehme Erinnerungen in ihr zurückgelassen hatte. Obgleich es ihrer jetzigen Stellung als Lehrerin nicht angemessen war, an all' den unschuldigen und muntern Spielen der sie umgebenden Jugend Theil zu nehmen, so wußte sie sich doch durch Freundlichkeit und Herzlichkeit ihre Zöglinge so zu gewinnen, daß ihre Lage mit jedem Tage angenehmer wurde.

Nicht ganz so erging es Leonce. Nicht als hätte sich die Gunst, in der er anfangs bei seinem Herrn stand, von ihm abgewandt, sie schien sich im Gegentheil während der ersten Monate immer mehr zu steigern. Er wurde von Herrn Vanderstad häufig zu dem engern Kreise seiner Familie, die außer ihm noch aus seiner Frau und einer Tochter von ungefähr vierzehn Jahren bestand, zugezogen und sowohl seiner hohen Geburt, als auch seines trefflichen Charakters wegen, den sein Principal immer mehr zu würdigen lernte, mit fast schmeichelhafter Achtung behandelt.

Aber gerade diese Auszeichnung zog ihm unter den zahlreichen Commis und Arbeitern des Rheders viele Feinde und Neider zu. Einige von diesen konnten den Gedanken nicht ertragen, durch den jungen Franzosen bei ihrem Herrn in den Hintergrund gedrängt zu werden, und alle Mittel wurden nun versucht, ihn in der Erfüllung seiner Pflichten zu verhindern und so bei Herrn Vanderstad in Mißkredit zu bringen.

Leider findet es sich nur zu häufig bestätigt, daß der Neid, dieses still wirkende Gift, durch Eigenliebe oder Habsucht sich unbemerkt in das Herz des Menschen einschleicht. Nirgends wird der Neid fehlen, wo wahres Verdienst ist. Er verdächtigt und verläumdet es, er verfolgt es überallhin mit grinsendem und boshaftem Lächeln oder mit offenem Hasse. Keine Niederträchtigkeit, kein Verbrechen hemmt seinen Weg, immer weiß er sein Ziel zu erreichen.

Schon früher hatte unser Leonce dieses abscheuliche Gespenst gesehen und seine Wirkungen erfahren. Keine andere Leidenschaft war es ja, als diese, welche den elenden Harnel zu so hartnäckiger Verfolgung seines Vaters getrieben hatte. Aber er war zu unerfahren, um dieses Laster auch bei Andern zu durchschauen; auch hielt er seine Stellung für zu unbedeutend, als daß er hätte glauben können, dadurch

Neid zu erwecken, und so war er in die Falle gegangen, ehe er das Dasein einer solchen vermuthete.

Die Folge der Ränke seiner Collegen war, daß er über alle Schwierigkeiten seiner Laufbahn im Unklaren blieb und es trotz aller Anstrengung nicht so weit bringen konnte, sie zu überwinden, während er alle Schuld auf seine Untauglichkeit zu dieser Stellung, sowie auf die Unzulänglichkeit seiner geistigen Kräfte schob. Lange Zeit hindurch hatte er schwere innere Kämpfe zu bestehen. Ganz entmuthigt glaubte er nie, in dem kaufmännischen Fache es zu Etwas bringen zu können. Und doch wünschte er so sehnlich, seinem unglücklichen Vater eine sorgenfreie Lage zu bereiten, wenn er aus der Verbannung zurückkehre. Welcher Schmerz war es nun für sein Herz, als er sich unfähig glaubte, an diesem Werke kindlicher Liebe zu arbeiten, das er als eine heilige Pflicht, als gerechte Sühne für seinen frühern Fehler betrachtete.

Eines Tages, als er, mehr als gewöhnlich seinen traurigen Gedanken nachhängend, darüber nachdachte, ob er bei dem einmal ergriffenen Fache verbleiben oder ein anderes ergreifen sollte, ließ Herr Vanderstad ihn zu sich bescheiden und sagte mit seiner unerschütterlichen Ruhe, aber mit einer strengen Miene, die Leonce bisher an ihm nicht gewöhnt war:

„Mein Herr, ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie sich wenig zu der Arbeit eignen, die ich Ihnen anvertraut habe, daß Sie ihre Arbeiten mit großer Nachläßigkeit und mit Widerwillen ausführen. Ich mußte hören, daß Sie sich laut beklagt hätten, zu einer solchen Beschäftigung gezwungen zu sein, daß Sie in Ihren Reden wie in Ihrer Handlungsweise eine tiefe Verachtung gegen die Laufbahn, die ich Ihnen vorgeschlagen und eröffnet habe, kund geben. Sind diese Anschuldigungen wahr? Ihre Ehre verlangt es, daß ich Ihnen diese Frage stelle.“

„Meine Ehre verlangt es auch, daß ich Ihnen

antworte, mein Herr," entgegnete Leonce mit einem Tone voll Anstand. „Es ist wahr, ich habe mich bisher in den Arbeiten, welche Ihr erster Commis mir aufgetragen hat, sehr ungeschickt benommen, und ich dachte eben daran, mit Ihnen darüber zu sprechen, als Sie mich rufen ließen. Aber außer dieser Unfähigkeit, die zu beklagen Niemand mehr Ursache hat, als ich, stelle ich durchaus alle andern Beschuldigungen, die man gegen mich vorgebracht, in Abrede. Es war im Gegentheil mein innigster Wunsch, die mir vorgelegten Arbeiten gut zu vollenden; es war mein innigster Wunsch, den hohen Lohn auch wirklich zu verdienen, den Sie mir so edelmüthig ausgeworfen haben, und ich habe beständig alle mögliche Sorgfalt, alle meine Kräfte aufgeboten, zu Ihrer Zufriedenheit zu arbeiten. Ich habe mich nie einer Nachlässigkeit schuldig gemacht, habe nie Widerwillen gezeigt; noch weniger aber habe ich Verachtung gegen dieses Fach an Tag gelegt, noch in meinem Herzen gehegt, gegen ein Fach, auf welches sich alle meine Hoffnungen gründeten, meinem unglücklichen Vater . . ."

Hier konnte er seine innere Bewegung nicht mehr unterdrücken, seine Stimme zitterte, Thränen füllten seine Augen, wie sehr er sich auch bemühen mochte, sie zurückzuhalten; die Wucht des Unglücks, die ihn von Neuem bedrohte, drückte ihn fast zu Boden.

Vanderstad erkannte, daß aus den Worten, die er eben gehört hatte, die Wahrheit unverkennbar hervorleuchte. Er wurde gerührt durch den Ausbruch des tiefen Schmerzes, den sein junger Schützling kund gab und betrachtete ihn einige Augenblicke stillschweigend und nachdenklich. Dann sagte er mit seinem gewöhnlichen weichen Tone:

„Ich glaube Ihnen, Herr von Barencourt. Aber es ruht auf dieser Angelegenheit ein mir unbegreifliches Dunkel, über das ich mir noch Aufklärung verschaffen muß; — ich muß den Schleier lüften, der so

geheimnißvoll über all' Dieses gespannt ist. Wehe denen, welche mich böswilliger Weise zu einer Ungerechtigkeit zu verleiten gesucht haben! Bei dem Namen Vanderstad, ich will ihnen zeigen, daß sie sich sehr verrechnet haben!"

„Es würde mir Kummer machen, mein Herr," nahm Leonce wieder das Wort, „es würde mir großen Kummer machen, wenn durch mich Ihr Haus beunruhigt werden sollte. Erlauben Sie mir nur, mich vollends in Ihren Augen zu rechtfertigen, indem ich Sie bitte, mir diejenigen gegenüber zu stellen, die mich bei Ihnen angeklagt haben. Ich weiß es gar zu gut, in meinem Alter hat der Mensch wenig Mittel zu seiner Vertheidigung. Auch der Schein ist gegen mich, da ich bisher noch Nichts in Ihrem Geschäfte zu Stande brachte. Aber der liebe Gott, der mich bisher, ich möchte sagen, sichtbar beschützt hat, wird auch in dieser Sache die Wahrheit an's Tageslicht bringen, und Sie werden sehen, daß ich mich, wenn ich auch ungeschickt bin, noch nie gegen Sie einer Undankbarkeit schuldig gemacht habe, indem ich den Stand verachtet hätte, den Ihre Güte mir als einzigen Rettungsanker im Unglücke dargeboten hat."

„Es ist genug," sagte Herr Vanderstad. „Welches auch der Ausgang der Untersuchungen sein wird, die ich anstellen werde, — und ich will, daß Sie sich durchaus nicht daran betheiligen, — in Zukunft werden Sie in meinem Privatkabinet unter meiner eigenen Aufsicht arbeiten und das Handelswesen erlernen. Lassen Sie sich durch das, was bis jetzt vorgekommen ist, nicht beirren, lassen Sie den Muth nicht sinken. Sie vereinigen in sich alle Anlagen und alle Eigenschaften, die Sie zu dem Ziele bringen können, das wir beide uns gesteckt haben. Nur müssen Sie Muth und Ausdauer haben. Das sind zwei Mittel, deren sich ein verständiger Mann immer bedienen muß. Und wenn er dies thut wie ein wahrer Christ, dann

ist ihm auch die Achtung und das Zutrauen eines jeden rechtschaffenen Menschen gesichert."

Diese Unterredung mit seinem Principale stählte den Geist des jungen Mannes und erhob seine Hoffnungen von Neuem. Von Herrn Vanderstad eilte er zu seiner Schwester und deren trefflichen Freundin, vor denen er bis jetzt Alles sorgfältig geheim gehalten hatte, was sein Herz beunruhigte, da er fürchtete, sie zu sehr zu betrüben. Jetzt aber war er selbst wieder ruhig geworden und glaubte, ihnen nun Alles mittheilen zu können, was er gelitten. Aline hörte ihn mit schmerzlicher Ueberraschung an und sagte ein wenig gekränkt:

„Warum, lieber Leonce, hast Du mir Deinen Kummer verborgen, warum diese peinlichen Sorgen nicht mitgetheilt, welche Dich bedrückten? Weißt Du denn nicht, daß unter uns Freude wie Schmerz, Alles, was wir empfinden, gemeinschaftlich sein muß? Wußtest Du nicht, daß ich tausendmal lieber mit Dir weine und leide, als eine vorübergehende Ruhe genieße, die mich Deines Vertrauens beraubt?"

„Schmälen Sie nicht mit ihm," unterbrach sie Frau von Juvigny; „ich glaube nicht, daß er ohne große Anstrengungen, ohne harte Kämpfe und heftige Seelenleiden dieses Geheimniß vor Ihnen bewahrt hat. Man verdoppelt nur seine Leiden, wenn man sie allein, ohne den Beistand eines Freundes ertragen will. Unser theuerer Leonce hat es eingesehen, ich bin fest davon überzeugt, daß er sich in Zukunft des Genusses nicht mehr berauben wird, sein Herz in das der Schwester auszuschütten, was ihn sehr erleichtert hätte, wenn er es auch jetzt gethan hätte. Und in Ihrem Alter, mein junger Freund," wandte sich die treffliche Frau an Leonce, „in Ihrem Alter bedarf der Mensch noch eines Führers, der ihn auf dem schwierigen und dornenvollen Lebenswege leite und lenke. Diesen Weg ohne Führer gehen wollen, das heißt sich der Gefahr

aussetzen, auf mancherlei Abwege zu gerathen und in viele Irrthümer zu fallen. So konnten Sie jetzt mit dem besten Willen nicht erkennen, daß es nicht Ihre Ungeschicklichkeit, nicht Ihre Ungelehrigkeit, sondern der Neid sei, der Sie in Ihrer Laufbahn zu hemmen drohte. Glücklicher Weise hat Ihre Offenheit gegen Ihren Principal die Netze zerrissen, die zu Ihrem Verderben gespannt waren. Er hat erkannt, daß die Ungunst und Bosheit Ihrer Nebenbuhler Sie angeschwärzt hat. Doch wird diese Bosheit, wie ich hoffe, in Zukunft keine Gewalt mehr haben, Ihnen zu schaden. Bei einem so gebildeten und scharfsinnigen Manne, wie Herr Vanderstad, werden Ihre erhabenen Gefühle und Ihr edles Herz immer ein sicherer Schutzbrief sein. Er hat Sie besser erkannt, als Sie sich selbst kennen, und wenn Sie sich ihm auch künftig, wie bisher mit aller Aufrichtigkeit Ihres Herzens zeigen, werden sie sich sein volles Vertrauen erwerben. Doch, wie sich auch die Zukunft gestalten mag, erlauben Sie es meiner freundschaftlichen Gesinnung, daß ich Ihnen einige gute Rathschläge gebe. Sie haben schwerlich schon mit allen Ihren Feinden gänzlich gebrochen, mit einem oder dem andern werden Sie immer zu ringen haben. Aber wenn Ihnen auch nur ein Einziger auf Ihrem Wege entgegentritt, auch mit diesem Einen müssen Sie noch kämpfen. Suchen Sie deßhalb immer in Ihrem Benehmen eine große Entschlossenheit und eine große Klugheit und Vorsicht zu entwickeln. Vertrauen Sie nie zu sehr auf die Gunst, die Sie erlangt haben; lassen Sie sich nie dadurch verleiten, in der Erfüllung Ihrer Pflichten nachlässig zu werden. Begnügen Sie sich damit, sie zu genießen, ohne daß Sie sich derselben gegen irgend Jemanden rühmen, zum allerwenigsten gegen ihre Feinde; gegen diese seien sie doppelt bescheiden. Sie werden Ihnen Ihren Triumph eher verzeihen, wenn Sie desselben nicht mehr gedenken, und wenn Sie, ein-

gedenk der christlichen Liebe, die wir gegen alle Menschen ohne Ausnahme hegen müssen, sich bei Gelegenheiten, wo Sie ihnen nützlich sein können, zuvorkommend und dienstfertig gegen sie benehmen."

Leonce sprach der Gräfin seinen herzlichsten Dank für ihre Rathschläge aus. Er erkannte die Weisheit derselben zu sehr, als daß er sich nicht hätte bemühen sollen, sie pünktlich zu befolgen, und er that dies mit so vieler Aufmerksamkeit und mit so vieler Beharrlichkeit, daß seine Stellung zu Vanderstad und dessen Untergebenen bald ebenso angenehm wurde, als sie ihm anfangs mißlich geschienen hatte.

Es war Herrn Vanderstad ein Leichtes gewesen, das ganze Gewebe der Bosheit, das man bereitet hatte, um seinen Schützling zu verderben, zu durchschauen. Unnachsichtig entließ er die Rädelsführer des schändlichen Complotes, und Alles kehrte wieder zu der frühern Ordnung zurück. Wie er versprochen hatte, wies er Leonce seine Stelle in seinem Privatkabinete an, leitete ihn mit solchem Eifer und unterrichtete ihn mit solchem Geschicke in allen Zweigen des Handels, besonders jedoch in denen, mit welchen er sich selbst befaßte, daß nach Ablauf von zwei Jahren der Schüler beinahe dem Lehrer gleichkam, und daß man ihn schon überall als vollendeten Kaufmann achtete. Sein anerkannter Werth, sein frühreifer Scharfsinn und die Klugheit, die er täglich in den wichtigsten Geschäften, mit denen er betraut wurde, an Tag legte, verschafften ihm Vortheile und Einkünfte, welche seine kühnsten Hoffnungen weit übertrafen. Sein großmüthiger Principal begnügte sich endlich nicht mehr, ihm einen großen Jahresgehalt zu geben, sondern überließ ihm ganz den Gewinn eines Theiles seiner Unternehmungen, er machte ihn zum Theilhaber seines Geschäftes.

Nicht minder glücklich hatte sich inzwischen die Lage Alinens gestaltet. Längere Zeit war sie die Gehilfin der Frau von Juvigny. Als diese jedoch Aus-

sicht hatte, bald in ihr Vaterland zurückkehren zu dürfen, übernahm Aline ganz die Leitung des von der Gräfin gegründeten Institutes. Der Reichthum der beiden Geschwister wuchs von der Zeit an dergestalt, daß sie selbst kaum an ein solches Glück zu glauben wagten. Jetzt machte ihnen auch die Verarmung ihres Vaters keinen Kummer und keine Sorge mehr, hatte ihnen ja der liebe Gott die Mittel gegeben, den Vater für seine Verluste anderweitig zu entschädigen. Aber dieser geliebte Vater, für den sie beide mit gleichem Eifer arbeiteten, für den sie den Ertrag ihrer rastlosen Thätigkeit so sorgfältig und so freudig zurücklegten, er war ihnen entrissen, wie es schien für immer. Sie wußten nicht, ob der liebe Gott ihn ihrer Zärtlichkeit erhalten habe, und die grausame Ungewißheit verdarb ihnen alle Freude, die sie über ihren unverhofften Wohlstand gehabt hätten, wenn sie ihn mit dem Vater hätten theilen können.

Vergebens hatten sie sich mehrmals an den guten Marcel gewandt, um von ihm zu hören, ob er vielleicht Nachrichten über den Grafen erhalten habe; vergebens hatten sie sich an Herrn von G*** gewandt, der auf ihre inständige Bitten zahllose Schritte gethan hatte, den Aufenthalt ihres Vaters zu erkunden. Alles war umsonst. Nirgends konnten sie die geringste Aufklärung über den Gegenstand ihrer kindlichen Besorgnisse erhalten.

Selbstverständlich konnten die armen Kinder bei diesem Kummer um den geliebten Vater, bei dieser qualvollen Ungewißheit, ob er noch am Leben sei, bei der steten Angst um sein gegenwärtiges Geschick, falls er noch lebe, sich nicht glücklich fühlen. Denn der Wohlstand, den wir fern von denen, die wir lieben, genießen, ist einer nahrhaften Speise ähnlich, die einem Kranken zur Stärkung gereicht wird, die dieser jedoch nicht genießen kann, — er empfindet bei ihrem Anblicke nur Ueberdruß, Widerwillen und Ungeduld. Doch

entfremdete diese Traurigkeit, welche immer auf dem Antlitze der Geschwister lagerte, ihnen nicht die Herzen derer, die sie kannten, sie erhöhte im Gegentheil das Interesse, das Alle, welche die Quelle ihrer Trauer kannten, für sie hegten. Besonders Herr Vanderstad fand sie so gerechtfertigt, daß er seinen Schützling weniger geachtet und geliebt hätte, wenn er den gewohnten Zug der Melancholie von seinem Antlitze hätte verschwinden sehen. Daher drängte er ihn auch nie, an den Vergnügen und Lustbarkeiten, denen er sich zuweilen mit seiner Familie hingab, Theil zu nehmen. „Gehen Sie, mein junger Freund," pflegte er zu sagen, wenn es eine Festlichkeit in der Stadt oder in der Nachbarschaft auf dem Lande gab, „gehen Sie zu Ihrer Schwester, genießen Sie dort die Freuden, welche Ihnen am meisten zusagen. Ich weiß es, die Vergnügen, welche wir ihnen bieten können, würden Sie nur langweilen, und ich gebe Ihnen lieber die Freiheit, zu thun, was Sie wollen, als daß ich Ihnen einen lästigen Zwang auferlegen wollte."

Diese Zeit der Muße war so süß für das edle Geschwisterpaar. Gewöhnlich benützten sie dieselbe, um ungestört, fern von dem Getümmel der Stadt, einen einsamen Spaziergang zu machen, auf welchem sie sich gegenseitig von ihren Arbeiten Rechenschaft ablegten und ihre Gedanken, ihre Erinnerungen und Gefühle gegen einander austauschten. Diese Stunden schienen ihnen so selig, so glücklich, daß sie immer mit Schmerz den Augenblick herannahen sahen, wo sie sich trennen mußten.

Als sie eines Tages von einem solchen Spaziergange, die immer so viele Reize für sie hatten, zurückkehrten, kamen sie zufällig an den Kanal, der von Ostende nach dem Dorfe Schlick führt, und wurden angenehm überrascht, als es dort von Kähnen und kleinen Barken wimmelte, die, gefüllt von einer Menge Leute beiderlei Geschlechtes, unter Jubel und Gesang

dem Landungsplatze zusteuerten. Das bunte Durcheinander aller dieser Leute, die munter scherzend eine fast ausgelassene Fröhlichkeit zur Schau trugen, bildete einen sonderbaren Gegensatz zu den ernsten und traurigen Mienen unserer jungen Freunde. Nichts desto weniger betrachteten auch sie mit Freude und Wohlgefallen dieses ergötzliche Schauspiel. Leonce erinnerte sich, daß Herr Vanderstad noch heute mit ihm über ein Fest gesprochen habe, das zu Schlick stattfinden sollte, und auf welches er mit seiner Familie zu gehen beabsichtige. Da er ihn nun jetzt nicht unter der eben gelandeten Menge bemerkte, schlug er Alinen vor, noch einige Zeit zu warten, damit er sich versichern könne, daß seine Freunde glücklich ankämen. Er fragte jeden Bekannten, der ihm begegnete, nach Herrn Vanderstad und gewann die Ueberzeugung, daß sein Principal noch nicht angekommen sei. Man hatte ihn in Schlick gesehen, wie er sich nach einer Fahrgelegenheit für sich und die Seinigen umsah, ohne eine solche bei der Unmenge von Menschen, die alle demselben Ziele zueilten, finden zu können. Denn die Kähne waren lange nicht zureichend, dem großen Zudrange zu entsprechen, und die, welche in Ostende anlangten, waren alle so beladen, daß Leonce ernstlich für seinen Beschützer und dessen Familie zu fürchten begann. Mit Unruhe und Besorgniß stand er am Ufer des Kanals und folgte aufmerksam allen Bewegungen der landenden Schiffchen, da er mit jedem Augenblicke mehr fürchtete, es möchte sich irgend ein Unfall ereignen. Endlich konnte er seiner innern Unruhe nicht mehr länger widerstehen und suchte um jeden Preis einen Nachen zu miethen, um Herrn Vanderstad entgegen zu fahren. Da er jedoch die Landessprache nur sehr unvollkommen sprach, konnte er sich in der Verwirrung, die in diesem Augenblicke an dem Ufer herrschte, nicht verständlich machen.

Während er sich so fruchtlos abmühte, kam ein

großer Kahn, in dem wohl mehr als hundert Personen zusammengedrängt waren, den Kanal hinab. Er machte Anstalten zu landen. Leonce hatte mit Freude seinen Wohlthäter darin erblickt und eilte an die Stelle, wo der Kahn an's Ufer stoßen mußte, um ihm beim Aussteigen behilflich zu sein. Aber in dem Augenblicke, wo der Kahn auf das Land aufstieß, verlor ein Kind durch die plötzliche Erschütterung das Gleichgewicht und fiel in's Wasser. Mit einem Sprunge stürzten Alle in dem Kahne nach dieser Stelle, um das Kind zu retten; — der Kahn schwankte, stürzte um, und die Unglücklichen lagen in den Wellen begraben.

Ein herzzerreißendes Geschrei erscholl beim Anblicke dieses gräßlichen Unglückes am Ufer. Ein Jeder eilte herbei, um einen Vater, eine Gattin, einen Sohn dem Tode zu entreißen. Aber das Meer ist ungestüm, die Wellen gehen hoch. Ein Einziger wagte es, sich in die Fluthen zu stürzen — es ist Leonce! Von heroischem Muthe beseelt, kämpft und ringt er mit den Wogen, er sucht seinen Wohlthäter, endlich hat er ihn gefunden, bringt ihn in Sicherheit und stürzt sich von Neuem hinab in den Abgrund, um dem Meere noch einige andere Opfer zu entreißen.

Während dieser schrecklichen Scene stand eine Person am Ufer, die Unsägliches zu leiden schien. Es war die Schwester des edelmüthigen Retters, es war Aline. Verwirrt, ganz betäubt von Schrecken stand sie händeringend und klagend da. Verzweifelnd streckte sie die Arme aus gegen die Fluthen und rief mit durchdringendem Geschrei nach dem Bruder. Aber ihr Rufen wurde von dem Lärm der Menge übertönt, ihre Klagen drangen nicht bis zu dem Ohre des Bruders.

Endlich, nach unglaublichen Anstrengungen, hatte der edle junge Mann allein sieben Menschenleben gerettet, und unter den Geretteten befanden sich auch die Gattin und die Tochter seines Wohlthäters. Aber auch seine Kraft erlahmte durch die übermäßigen An-

S. 144.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz Kunst-Verlag.

Die Geschwister.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.



strengungen, und umringt und umklammert von den zahllosen Unglücklichen, die noch gegen die Wellen und den Tod verzweifelnd ankämpften, drohte ihm selbst die Gefahr, ein Opfer seines Heldenmuthes zu werden, als ihm ein braver Seemann, der seinem Beispiele gefolgt war und auch Mehrere gerettet hatte, zu Hilfe kam und ihn der Gefahr entriß. Man brachte ihn in ein Haus am Ufer, wo seine Schwester und die ganze Familie Vanderstad ihm alle mögliche Sorgfalt und Pflege angedeihen ließ. Endlich schlug er wieder die Augen auf und sah sich von allen seinen Lieben umringt. Die zärtliche Aufmerksamkeit, die ihm gewidmet wurde, sowie die Freude, keines seiner Theuern zu vermissen, gab ihm bald seine volle Gesundheit wieder.

„Leonce! Mein theuerer Leonce! Seien Sie tausendmal gesegnet!“ sagte Herr Vanderstad mit tiefer Bewegung, „diese Stunde hat uns auf Leben und Tod vereinigt. Versprechen Sie mir, mich in Zukunft als Ihren zweiten Vater zu betrachten?“

„Und waren Sie es nicht schon lange?“ entgegnete der junge Mann, dessen Auge in Glück strahlte, während Herr Vanderstad so sprach; „haben Sie nicht eine väterliche Liebe in allen Wohlthaten, mit denen Sie mich seit drei Jahren überhäuften, an Tag gelegt?“

„Es ist wahr, ich habe Sie immer geliebt; ich erkannte Ihr vortreffliches Herz und achtete Sie deshalb. Aber von heute an liebe und achte ich Sie als meinen Lebensretter; von heute an verbindet uns ein heiliges Band, heilig wie das Band des Blutes.“

Nach dieser Ergießung seines dankerfüllten Herzens dachte der edle Mann auch daran, das Unglück, das so viele seiner Mitbürger getroffen hatte, nach Kräften zu mildern und den bedürftigen Hinterbliebenen der Verunglückten zu Hilfe zu eilen. Es gab wenig Familien mehr in Ostende, die nicht einen mehr oder minder schmerzlichen Verlust zu beklagen hatten;

neunzig Menschenleben hatte der Tod in jenem schrecklichen Augenblicke hinweggerafft. Herr Vanderstad suchte die allgemeine Trauer durch alle ihm zu Gebote stehenden Trostmittel zu lindern. Hier wies er auf die Tröstungen der Religion hin, dort, wo es Noth that, reichte er materielle Unterstützung, überall, wo es einen Trauernden gab, war er thätig. Je mehr er aber das Elend, das in der ganzen Stadt herrschte, überschaute, je mehr betrübte Gesichter er wahrnahm, desto mehr dachte er an das Glück, das ihm zu Theil geworden war, desto heroischer und edelmüthiger kam ihm das Benehmen seines theuern Leonce in dieser Sache vor. Besonders, wenn er seine geliebte Gattin, seine geliebte Tochter betrachtete, fühlte er lebhaft, daß er nie seine Schuld an dem Retter dieser theuern Leben, an dem Retter seines eigenen Lebens ganz abtragen könne.

Dieser fand seine That so einfach, so naturgemäß, daß er nicht begreifen konnte, wie sein Herr ihr einen so hohen Werth zuschreibe. Weit entfernt, daß er sich wegen der zärtlichen Zuneigung, mit welcher er von jetzt an behandelt wurde, über seine Mitarbeiter überhoben hätte, verdoppelte er seine Bestrebungen, sich bei ihnen beliebt zu machen, und suchte mit neuem Fleiße, mit neuem Eifer seine Pflichten pünktlich zu erfüllen. Ein so weises Verhalten konnte nicht ermangeln, den günstigsten Eindruck auf Herrn Vanderstad zu machen. Wie ein zärtlicher Vater suchte er seinen jungen Retter an sich zu fesseln, und sein einziger Wunsch, sein einziges Verlangen war, ihn glücklich zu machen.

Längere Zeit indessen schwand dahin, ohne eine Veränderung in der äußern Lage Leonce's zu bewirken. Eines Tages saß er bei seiner Schwester in traulicher Unterhaltung mit dieser und deren Freundin, der Frau von Juvigny, begriffen, als er plötzlich angenehm überrascht wurde, seinen Principal eintreten zu sehen, der

mit seiner immer ernsten, aber sanften und freundlichen Miene zu ihm sagte:

„Ich wollte Sie hier überraschen, mein junger Freund, da ich einen Plan mit Ihnen vorhabe, vor dessen Ausführung ich mich zuerst mit Ihrer guten Schwester und dieser erfahrenen Dame, die so innigen Antheil an Allem nimmt, was Sie betrifft, besprechen wollte.“

Mit diesen Worten machte er den beiden Damen eine tiefe Verbeugung, ließ sich in einem Lehnstuhle nieder, den Leonce für ihn zurecht gerückt hatte und sagte mit bewegter Stimme, indem er Leonce's Hand ergriff:

„Es ist jetzt drei Monate, mein lieber Leonce, genau auf diese Stunde und Minute, daß Sie mir, meiner Gattin und meiner Tochter, meinem einzigen Kinde das Leben gerettet haben.“

Leonce wollte ihn unterbrechen und ihn bitten, an dieses schmerzliche Ereigniß gar nicht zu denken, aber Herr Vanderstad ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern fuhr mit Wärme fort:

„Warum verlangen Sie, daß ich jene ernste Stunde vergessen soll, die mit unauslöschlichen Buchstaben in mein Inneres eingegraben ist? Das schönste Vorrecht, das der Mensch vor den übrigen Geschöpfen besitzt, ist, daß er seine Dankbarkeit bezeigen kann. Ich will mich dieses Vorrechtes nicht entschlagen, ich will mich desselben in seiner ganzen Ausdehnung bedienen. Sie wissen es eben so gut, wie ich, wie angenehm dieses Gefühl für eine jede Seele ist, wenn Sie es nur für einen achtungswürdigen Wohlthäter empfinden kann. Und diesen Titel habe ich so oft mit inniger Freude aus ihrem Munde gehört; warum wollen Sie mir verbieten, auch meinerseits das Vergnügen zu genießen, denselben Ihnen beizulegen, da ich Ihnen so viel schulde, so viel zu verdanken habe.“

„O! Sie haben mich hinreichend belohnt, indem

Sie mir, einem noch so jungen Manne, Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft schenkten," unterbrach ihn Leonce. „Ich bitte Sie, wollen Sie mir nicht wehe thun, dann sprechen Sie nie mehr von dem, was ich damals that; es war nur meine Pflicht, und Freunde sollen nicht mit einander abrechnen."

„Gut denn! Ja, Sie haben Recht. Zwei Freunde sollen sich ihrer gegenseitigen Verpflichtungen nur zu dem Zwecke erinnern, um sich mehr und mehr zu lieben; diesen Grundsatz nehme ich recht gerne von Ihnen an. Wenn jedoch der eine dieser Freunde irgend ein Leiden, einen Schmerz zu tragen hat, soll der andere seinen Kummer zu lindern suchen, wenn ihm dies nur möglich ist. In dieser Beziehung will und muß ich für Sie arbeiten, ohne daß Sie mir ein so wohl erworbenes Recht streitig machen können. Ich weiß, daß Sie über die Verbannung eines Vaters seufzen, den Sie lieben; ich weiß, daß Sie schon unzählige vergebliche Schritte gethan haben, seinen Aufenthalt zu erforschen. Glücklicher, als Sie, in meinen Nachforschungen, habe ich endlich in Erfahrung gebracht, daß er vor ungefähr sechs Monaten sich zu Hamburg aufhielt, und habe schon alle Vorbereitungen zu Ihrer baldigen Abreise dahin getroffen. Hier haben Sie vor Allem die Liste derer, deren Verbannungsurtheil zurückgenommen wurde, Ihr Vater befindet sich auf derselben. In unserm Hafen erwartet Sie ein mit Waaren beladenes Schiff, dessen Papiere alle in bester Ordnung sind; es gehört Ihnen, Sie sind unumschränkter Herr über dasselbe und können abreisen, sobald es Ihnen beliebt. Ihrem Freunde stand es zu, die Mittel zu beschaffen, Ihnen kommt die Ausführung zu. Reisen Sie glücklich und bringen Sie bald Ihren lieben Vater in unsere Mitte."

Sollten wir wohl den Versuch wagen, zu beschreiben, was die beiden Geschwister während dieser Erklärung empfanden? Nein; es gibt so lebhafte, so

tiefe Bewegungen und Empfindungen im menschlichen Herzen, daß eine entsprechende Schilderung derselben in den Bereich der Unmöglichkeiten gehört. Auch Leonce und Aline versuchten gar nicht, ihren Gefühlen durch Worte Luft zu machen, — stumm warfen sie sich in die Arme ihres Wohlthäters, während Thränen der Freude ihren Augen entströmten.

„Ich bin zufrieden, Kinder, ich bin ganz glücklich!" sagte mit vor Rührung erstickter Stimme der edle Belgier, eines nach dem andern an seine Brust ziehend. „Wenn Ihr Vater Ihnen ähnlich ist, wie ich hoffe, werden wir bald nur mehr eine Familie bilden. Eilen Sie, lieber Leonce, eilen Sie nach Hamburg, suchen Sie Ihren Vater dort auf, der so unglücklich war, fern von so guten Kindern leben zu müssen. Sagen Sie ihm, daß hier ein Freund seiner harrt, der sehnlich wünscht, ihn in seine Arme zu schließen, ihn an sein Herz zu drücken. Durch unsere Sorgfalt und verdoppelte Liebe werden wir ihn seine langen Leiden vergessen machen."

Nach diesen Worten empfahl sich Herr Vanderstad, nachdem er zuvor noch einmal seine jungen Freunde umarmt hatte. Diese waren in der freudigsten und glücklichsten Stimmung. Von neuem lachte ihnen die Hoffnung. Ihr Vater lebte! Ein edler Mann bot ihnen zuvorkommend die Mittel, ihn dem Elende zu entreißen, ihn in die Mitte seiner Kinder aus langjähriger Verbannung zurückzuführen! Den Gedanken vermochten sie kaum zu fassen, er bot ihnen eine Quelle unverhofften Glückes. Thränen der Freude füllten ihre Augen, so oft sie an das bevorstehende Fest des Wiedersehens dachten. Doch trübte ein Gedanke ihre Freude nicht wenig. Sie mußten sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, trennen. Die Bevollmächtigung, welche Leonce von Herrn Vanderstad erhalten hatte, war nur für seine Person ausgefertigt. Zudem hatte Aline, wie wir bereits gehört, seit einigen

Monaten die ganze Leitung der Erziehungs-Anstalt übernommen, und Frau von Juvigny sollte in kurzem nach Frankreich abreisen. Eine eiserne Nothwendigkeit gebot ihr also, in Ostende zurückzubleiben, der sie sich denn auch fügte, da ja die ehrenvolle Stellung, die sie begleitete, ihr Mittel bot, vereint mit Leonce ihrem Vater eine glückliche Zukunft zu bereiten.

Dennoch versetzte der Gedanke an eine Trennung sie in unsägliche Trauer, die sie nicht bemeistern konnte, besonders wenn sie den lieben Bruder ansah, so daß sie endlich ihren eigenen Schmerz auch Leonce mittheilte, da dieser eben so fühlte und dachte, wie sie.

„Ich begreife Deinen Schmerz," sagte er eines Tages zu ihr, als er sie besonders traurig sah; „zum ersten Male, seit uns das Unglück mit so harten Schlägen verfolgte, sollen wir uns trennen. Ein Gedanke jedoch muß uns trösten, nämlich der, daß unsere Trennung nicht von langer Dauer ist. Das Ende aller unserer Leiden naht heran. Laß uns nur an die Freude denken, welche meine Rückkehr uns bereitet. Tausendmal lieber würde ich diese Reise antreten, wenn ich sie in Deiner Gesellschaft machen könnte, wenn wir zugleich in die Arme des Vaters stürzen könnten. Aber es kann nicht sein. Der erste Name jedoch, der von meinen Lippen zum Ohre des Vaters dringen wird, soll der Deinige sein. Ohne Unterlaß will ich ihm von Dir erzählen, will ihm sagen, daß Du meine Stütze, mein Schutzengel in allen Prüfungen gewesen bist, die uns getroffen haben, daß Du der Gärtner bist, der in mein Herz den Samen des Guten gelegt hat, der die emporkeimenden Pflänzchen, wenn sich solche überhaupt in meinem Herzen vorfinden, sorgsam begossen und gepflegt hat. Und noch bevor er die geliebte Tochter wiedersehen wird, wird er mit mir die schönen Tugenden bewundern, welche sie zieren."

Aline stürzte in die Arme des zärtlichen Bruders

und fand in dem, was er eben gesagt, was er ihr eben versprochen hatte, so viele Trostgründe, daß sie sich mit Muth darein ergab, von Leonce einige Zeit getrennt zu sein.

Elftes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Endlich brach der Tag der Abreise an. Die Kinder des Grafen von Barencourt hätten es nicht über sich vermocht, auch nur einen Tag unnothwendiger Weise zu vergeuden, da es galt, den geliebten Vater aus der Verbannung zu befreien, dessen Rückkehr beide gleich sehnlich erwarteten und wünschten. Schon am Morgen des zweiten Tages, nachdem ihnen Herr Vanderstad die frohe Botschaft mitgetheilt, hatte Leonce Befehl gegeben, die Anker zu lichten. Seine Schwester und sein edler Freund begleiteten ihn auf das Schiff; beide gaben sich Anfangs viele Mühe, ruhig und gefaßt zu scheinen. Herr Vanderstad schien während der kurzen Ueberfahrt zum Schiffe an nichts Anderes zu denken, als ihm Verhaltungsmaßregeln für die Reise zu geben. Als sie jedoch an Bord des Schiffes ankamen, verließ Aline der Muth, und selbst Vanderstad, der sonst so ruhige, anscheinend sogar fühllose Mann, konnte seine Empfindungen nicht mehr bemeistern. In tiefer Bewegung schloß er Leonce in seine Arme, indem er sagte:

„Nein, ich kann es nicht verhehlen, durch Ihre Abreise lege ich mir ein schweres Opfer auf. Während Ihrer Abwesenheit wird mir mein Haus öde und leer scheinen, denn in Ihnen glaubte ich den Sohn gefunden zu haben, den ich so oft vergebens vom lieben Gott erflehte. Indessen, mein lieber Leonce, die Noth-

wendigkeit gebietet Ihre Abreise. Vor Allem muß ich auf Ihr Glück bedacht sein."

„Würdiger Freund," entgegnete Leonce, „dieses Glück kann mir jetzt nicht mehr fern von Ihnen blühen. Ueberhäuft mit Wohlthaten von Ihrer gütigen Hand, überhäuft mit den zärtlichsten Beweisen Ihrer Freundschaft, trage ich, da ich Sie jetzt auf einige Zeit verlassen muß, in meinem Innern das glühendste Verlangen, mein Leben für Sie zu opfern, und diesen Wunsch wird mein Vater billigen; er wird bereitwillig seine unermeßliche Schuld gegen Sie anerkennen und gerne das einzige Gut, das ihm geblieben ist, mit Ihnen theilen, nämlich die Liebe seiner Kinder."

Aus den Armen seines väterlichen Freundes stürzte er in die seiner Schwester, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte dann rasch vom Verdecke, während Herr Vanderstad und Aline eben so schnell zum Lande zurückkehrten, denn diese Trennung zerriß ihre Herzen. — Noch nie hatte es Leonce so sehr empfunden, wie theuer ihm die Schwester sei, als in diesem Augenblicke. Seine treue, unzertrennliche Begleiterin in den Tagen des Unglücks, war sie zu gleicher Zeit seine zärtlichste Freundin. Ihr hatte er von Kindheit an seine Gefühle, seine geheimsten Gedanken anvertraut. Jetzt plötzlich in die Nothwendigkeit versetzt, sich von ihr trennen zu müssen, glaubte er, den bessern Theil seiner selbst zu verlassen, glaubte er die Stütze, den Trost seines Lebens zu verlieren.

Indessen wurde er bald aus diesen Gedanken aufgeweckt, da die ganze Mannschaft seines Schiffes sich ihm vorstellte, um ihn zu bewillkommen. Er gab sich daher alle Mühe, die Spuren seines Schmerzes von seinem Angesichte zu verwischen, um die guten Leute mit dem Anstande und dem Ausdrucke des Wohlwollens, empfangen zu können, der demjenigen eigen sein muß, den die Vorsehung bestimmt hat, irgend ein Amt, welcher Art es auch immer sein mag, zu be-

kleiden. An der Spitze der braven Seeleute, die ihn nach ihrer herzlichen Weise beglückwünschten, fand er einen Mann, dessen Tüchtigkeit und Erfahrung im Seewesen ihm längst bekannt war.

Dieser war so bescheiden, das Kommando des Schiffes in die Hände seines neuen Herrn niederlegen zu wollen. Er wußte, daß Leonce die Schiffskunde studirt hatte, und daß er im Stande sei, ein Schiff selbstständig zu lenken. Aber Leonce erklärte dem wackern Kapitän fest und nachdrücklich, daß er an Bord nichts sein und für nichts gehalten werden wolle, als für seinen Schüler. Diese Weigerung, verbunden mit der Freigebigkeit, mit welcher er seine Untergebenen behandelte, erwarb ihm sogleich die Liebe und das Vertrauen der ganzen Mannschaft.

Nachdem Leonce auf diese Weise den Erfordernissen seiner neuen Stellung Genüge geleistet, gewann er wieder Zeit, an seine theuere Aline, die er so traurig verlassen hatte, zu denken. Ebenso schweiften seine Gedanken hin zu seinem edlen Principale, dessen Betrübniß sich auf so zärtliche Weise kundgegeben hatte, und dessen Liebe aus Allem hervorleuchtete, was er um sich her sah. Herr Vanderstad hatte in der That nichts unterlassen, was dem, den er als seinen Sohn betrachtete, beweisen konnte, wie sehr er ihn liebe. Das Schiff, welches er ihm gegeben hatte, war nicht nur eines der besten der ganzen Handelsmarine, sondern es war auch eines der am reichsten ausgeschmückten dieser Art. Sobald Leonce die für ihn hergerichtete Kajüte betrat, hatte er Gelegenheit, die zärtliche Sorgfalt seines zweiten Vaters zu bewundern. Unter den verschiedenen, zu seiner Unterhaltung herbeigeschafften Gegenständen fiel ihm ein Gemälde in die Augen, das ihn selbst in dem Augenblicke darstellte, als er seinen Herrn und dessen Familie aus den tobenden Fluthen rettete. Beim Anblicke dieses Bildes, auf welchem sogar die am Ufer klagende Aline nicht vergessen war,

konnte Leonce einen Schrei des Erstaunens nicht unterdrücken. Es war ihm unbegreiflich, wie Herr Vanderstad dieses Gemälde so treffend konnte ausführen lassen, ohne daß er Kunde davon hatte, und die Idee, welche der Darstellung zu Grunde lag, erschien ihm so erhaben, und so rührend, daß er das Bild nur mit Thränen des Dankes gegen seinen edelmüthigen Gönner ansehen konnte. Der Gedanke an ihn und an seine Schwester beschäftigte ihn während des größten Theiles des ersten Tages. Den folgenden Tag verwandte er darauf, die Instruktionen des Herrn Vanderstad zu lesen, die ihm von dem Kapitäne eingehändigt worden waren. Sie enthielten Bestimmungen über die Waaren, mit denen das Schiff beladen war, und auch in ihnen, wie überhaupt in Allem, was sein Herr für ihn that, erkannte er wiederum dessen Güte.

Endlich erreichte die Reise, zu der seine kindliche Liebe ihn angetrieben hatte, ihr Ende. Ohne daß der geringste Unfall sie auf dem ganzen Wege betroffen hätte, gelangten sie in den Hafen von Hamburg. Mit vor Freude und Hoffnung klopfendem Herzen betrat Leonce den deutschen Boden.

Zu dieser Zeit hatten sich sehr viele französische Auswanderer nach dieser Stadt zurückgezogen. Sie aufzusuchen, ob er vielleicht unter ihnen die geliebten Züge des Vaters entdecken könnte, war das erste Geschäft, das Leonce nach der Landung vornahm. Aber keine der vielen Familien, denen er seinen Besuch abstattete, konnte ihm über den Gegenstand seiner eifrigen Nachforschungen Aufklärung geben. Gebeugt von den Schlägen des Schicksals, auf's Aeußerste erschöpft von Leiden und Entbehrungen, hatte sich die größere Anzahl dieser Familien einem arbeitsamen und verborgenen Leben zugewandt und die Verbindungen abbrechen müssen, welche sie früher so gerne unterhalten hatten. Alle jedoch nahmen ihren jungen Landsmann

mit größter Zuvorkommenheit auf, denn das nothwendigste Bedürfniß eines jeden Verbannten ist, von seiner Heimath, von seinem Vaterlande zu sprechen. Leonce zeigte auch ein solches Mitgefühl für die Leiden, denen er sie unterworfen sah, daß seine bloße Gegenwart schon als eine Wohlthat angesehen wurde. Wenn Leonce auch das Glück hatte, mehrere dieser Unglücklichen zu trösten und ihre Noth zu lindern, konnte es ihm jedoch nicht gelingen, auch Erleichterung für sein beklommenes Herz zu finden.

Auch die folgende Zeit lieferte ihm kein günstiges Resultat, seine Unruhe mehrte sich von Tag zu Tag. Alle Straßen, alle Winkel von Hamburg durchforschte er, aber vergebens, — die geliebten Züge des Vaters begegneten ihm nirgends. Er konnte nicht mehr anders glauben, als daß dieser Hamburg verlassen und sich nach einer andern Stadt Deutschlands gewandt habe. Den Gedanken jedoch, ohne ihn zu Alinen zurückzukehren, vermochte er nicht zu ertragen.

Eine Hoffnung blieb ihm noch. Der Handelsfreund des Herrn Vanderstad, an den er empfohlen war, war für kurze Zeit abwesend. Er hatte über die Anwesenheit des Grafen in Hamburg nach Ostende berichtet, und von ihm hoffte Leonce sichere Nachrichten über den Vater zu erhalten. Mit Ungeduld erwartete er seine Rückkehr. Endlich kam er; aber er hatte den Grafen plötzlich aus den Augen verloren, und alle seine Bemühungen während mehrerer Monate, die Spur des Flüchtlings wieder zu entdecken, waren erfolglos geblieben. Die Mittheilungen, die er Leonce machen konnte, waren so unbestimmt und trostlos, daß er alle Qualen der Ungewißheit wieder von Neuem erlitt.

Gebrochenen Herzens, schwankend zwischen zwei gleich traurigen Annahmen, glaubte er bald, seinen Vater zu sehen, preisgegeben allen Qualen der Noth und Entbehrung, bald fürchtete er, er vermodere schon

im Schooße der Erde. Von diesen Gedanken beunruhigt, durchwanderte er die zahlreichen Hospitäler, welche Hamburg zu dieser Zeit besaß, mit unsäglicher Angst an jedem Krankenbette verweilend. Als er hier nicht fand, was er suchte, ließ er sich die Sterberegister vorlegen; eine zentnerschwere Last fiel von seinem Herzen, als er auch hier den Namen des Geliebten nicht entdeckte. Es wurde ihm nun zur Gewißheit, daß sein Vater sich in ein anderes Land begeben habe, und er wandte sich deßhalb an alle auswärtigen Geschäftsfreunde des Herrn Vanderstad, ja durch alle Zeitungen und Journale ließ er nach dem Vermißten forschen; aber alle seine Bemühungen blieben ohne Erfolg.

Verzweifelnd dachte er an die Abreise. Der Paß, den ihm sein Principal erwirkt hatte, erlaubte ihm nur einen zweimonatlichen Aufenthalt in Hamburg. Die kurze Zeit war beinahe verstrichen, und noch hatte er eine Menge wichtiger Geschäfte abzumachen, noch lag die Ladung seines Schiffes unberührt im Hafen. Eine glückliche Beendigung seiner Geschäfte gereichte nur ihm zum Vortheile, er sollte sich dadurch bereichern. Jetzt aber hatten sie in seinen Augen ihren Hauptzweck verloren, sie wären ihm ganz gleichgültig gewesen, wenn er nicht an seinen Gönner in Ostende gedacht hätte. Diesem gegenüber hielt er es für seine Pflicht, zu zeigen, daß er sich keine Fahrlässigkeit habe zu Schulden kommen lassen.

Eines Tages hatten ihn verschiedene Geschäfte nach dem kaum eine Viertelmeile von Hamburg entfernt liegenden Altona gerufen. Alles war gegen Erwarten glücklich abgelaufen, und Leonce war eben auf dem Heimwege begriffen, als er an einer katholischen Kirche vorbeikam, in welche er eintrat, um all' seinen Kummer, all' seine Schmerzen in die Hände seines Gottes niederzulegen.

Mitten unter allem Wehe, das ihn seit seiner An-

kunft in Deutschland betroffen hatte, war ihm jedoch immer der Trost geblieben, die Pflichten seiner Religion ungestört erfüllen zu können, und dieser Umstand allein hatte ihn in den neuen Prüfungen aufrecht erhalten.

Heute trauriger, als je bei dem Gedanken, bald abreisen zu müssen, ohne den lieben Vater mit sich nehmen zu können, war es eine große Erleichterung für sein beklommenes Herz, diese Kirche zu finden und sich dort vor dem im Tabernakel gegenwärtigen Heilande niederwerfen zu können. Die Kirche schien ihm augenblicklich ganz verlassen zu sein; ihre Fenster in gothischem Style ließen durch die tausenderlei Farben ihres Glases nur ein schwaches Licht in das Innere hineinscheinen, so daß der heilige Ort dem Beter ein fast geheimnißvolles Grauen einflößte. Unter diesem Eindrucke, der zu dem schmerzlichen Gefühle des armen Jünglings so wohl paßte, betete Leonce mit solcher Sammlung, daß er gar nicht bemerkte, daß schon die zweite Stunde seit seinem Eintritte beinahe abgelaufen war. Dunkel lagerte sich bereits in den heiligen Hallen, als ein leichtes Geräusch ihn aus seiner Andacht aufweckte und ihn wieder zu sich selbst brachte. Er erhob sich und ging auf den großen Weihwasserkessel zu, der sich am Ende des Schiffes befand. Hier angekommen, glaubte er ein unterdrücktes Schluchzen aus dem Nebenschiffe zu vernehmen; er stand stille und lauschte.

„Nein, ich täusche mich nicht," sprach er zu sich selbst, „irgend ein Unglücklicher seufzt an diesem Orte. O, wenn ich seinen Schmerz mit ein wenig Gold lindern könnte!"

Geräuschlos näherte er sich der Stelle, von woher das Schluchzen an sein Ohr gedrungen war, und sah dort einen Mann, aus dessen ganzem Aeußern das Elend sprach, und der mit verzweiflungsvollen Gebärden seine Hände gegen ein Bild der allerseligsten Jungfrau ausstreckte. Von innigem Mitleid gerührt, reichte

ihm Leonce seine Börse. Der Unbekannte ergriff sie, drückte sie bebend an seine Brust und rief mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Freude:

„Gesegnet seien Sie, mein Herr, tausendmal gesegnet! Dies reicht hin, meinem armen Herrn das Leben zu retten.“

Aber schon hat ihn Leonce bei der Hand ergriffen und zieht ihn ungestüm mit sich hinaus vor die Kirche; — er betrachtet ihn einen Augenblick, — dann stürzt er in seine Arme und ruft überlaut vor Freude:

„Andre! Lieber Andre! Ja, Du bist es! Mein Herz hat Dich sogleich wiedererkannt. Wo ist mein Vater?“

„Nur wenige Schritte von hier,“ antwortete der treue Diener, der gar nicht wußte, wie ihm geschah. „Theuerer Herr Leonce! Wie? Sie sind es? O! Gott selbst hat Sie geschickt! Kommen Sie, kommen Sie! Doch nein!... Warten Sie noch... Sie wissen nicht, in welchem Zustande der Entkräftung...“

„Fort denn! Das ist ein weiterer Grund, zu eilen, laufen wir doch, ich bitte Dich, Andre, laufe!“

„Nein! Er würde eine solche unverhoffte Freude nicht ertragen. Krankheit und Mangel an allem Nothwendigsten haben seine Kräfte gänzlich untergraben...“

„O, mein armer Vater!“

„Aber Muth, Herr Leonce, fassen Sie Muth! Jetzt, da Sie da sind, ist er gerettet. Aber ehe ich ihm dieses große Glück mittheilen kann, ist es durchaus nothwendig, ihm ein wenig Nahrung zu reichen... Seit heute Morgen hatte ich nichts mehr, um ihm...“

Ein tiefer Seufzer entquoll bei diesen Worten der Brust des besorgten Sohnes. „Dann eile, beeile Dich doch,“ sagte er, „Du tödtest mich durch Deine Langsamkeit!“ Und von neuem zog er den Diener mit sich fort. Bald jedoch nöthigte ihn dieser wieder, zu warten; er mußte allerlei Einkäufe machen, um dem

Grafen wieder eine kräftige Nahrung zu bereiten. Endlich ist er wieder da. Nach wenigen Schritten bog er in eine schmale Gasse ein und sagte dann zu seinem jungen Herrn:

„Hier sind wir am Ziele. Doch im Namen Gottes beschwöre ich Sie, verhalten Sie sich ruhig. Neben dem Zimmer, das Ihr Herr Vater bewohnt, befindet sich ein kleiner Verschlag, von wo aus Sie ihn, ohne selbst bemerkt zu werden, sehen und hören können. Aber fühlen Sie auch die Kraft in sich, den Anblick eines traurigen Schauspiels zu ertragen?"

„Ich werde mich bezwingen; nur vorwärts," drängte Leonce, „jeder verzögerte Augenblick ist ein Verbrechen."

Andre ging eine schlechte Treppe hinauf, Leonce folgte. Vor einer niedrigen Thüre standen sie still. Leonce wagte kaum zu athmen; lautlos sank er vor der Thüre, die ihn noch von seinem Vater trennte, auf die Kniee. Jetzt öffnete Andre die Thüre, — der Sohn sah den Vater, den Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe, ausgestreckt auf dem Schmerzenslager; — eine fürchterliche Angst bemächtigte sich seiner, und er konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken.

„Wer ist da?" fragte der Graf mit schwacher Stimme, indem er versuchte, sich in dem Bette aufzurichten.

„Ich bin es, mein Herr," antwortete rasch Andre, während er ihm zugleich eine Stärkung reichte; „verzeihen Sie mir, daß ich so lange ausgeblieben bin."

„Guter Andre! Wie könnte ich Deine eifrige Liebe tadeln? Gewiß hast Du Dir wieder neue Opfer auferlegen müssen, um mir diese Erleichterung zu verschaffen?"

„Nein, nein, mein verehrter Herr, es hat keines Opfers bedurft. Aber freuen Sie sich, alle Ihre Leiden sind jetzt geendet. Sehen Sie hier diese Börse."

„Was sagst Du? Woher kommt dieses Gold?“

„Die Hand eines Freundes, der Sie noch selbst besuchen wird, hat es Ihnen geschickt... O, mein lieber Herr, trauern Sie jetzt nicht mehr! Bald, ja recht bald werden Sie wieder von unserm schönen Frankreich, von unserm theuern Vaterlande erzählen hören.“

Plötzlich richtete sich der Graf von seinem elenden Lager auf und sah Andre an mit einem Blicke, der seine ganze innere Erregung verrieth.

„Du weißt Etwas von meinen Kindern! Um Gottes willen, laß mich nicht länger warten, sprich doch, Andre, ich bitte Dich!“

„Ich eilte zu sehr zu Ihnen zurück, um Ihnen etwas Nahrung zu reichen, so daß ich mir keine Zeit nahm, nähere Erkundigungen über sie einzuziehen.“

„Du willst mich hintergehen; das ist unmöglich! Uebrigens ist Jemand hinter dieser Thüre verborgen...“

„Vater! Es ist Dein Sohn, es ist Dein Leonce!“ schrie dieser in heftiger Aufregung, die er nicht mehr bewältigen konnte. Mit diesen Worten stürzte er an die Brust des wiedergefundenen Vaters, und während einiger Minuten hörte man nur verworrene Töne, welche das Glück zweier sich liebenden Seelen verkündeten.

„Mein Sohn! Mein innig geliebter Sohn!“ stammelte endlich der Graf, indeß süße Thränen über seine Wangen hinabrollten. „Ach, dieser Augenblick bietet mir hinreichenden Ersatz für alle ertragenen Leiden. Aber, wo ist Deine Schwester? Wo ist meine liebe Aline?“

„Sie erwartet Dich sehnsuchtsvoll, theuerster Vater. Ich habe mich nur von ihr getrennt, um Dich aufzusuchen. Bald wirst Du sie wiedersehen; bald wirst Du unter ihrer liebevollen Pflege alle Deine Leiden vergessen. Du darfst wieder nach Frank-

reich zurückkehren; ich habe Deine Begnadigung bei mir. Jetzt ist die Zeit der Stürme vorüber, jetzt lacht uns wieder der helle Sonnenschein, eine glückliche Zukunft erwartet uns."

„Mein Leonce! Du bist doch immer der Schutzengel Deines Vaters! Also, meine Kinder, mein Vaterland, Alles ist mir zurückgegeben?"

„Alles, Alles; ja wir sind sogar wieder reich, mein guter Vater. Der liebe Gott hat wahrhaft Wunder für uns gewirkt. Morgen werde ich Dir Alles erzählen, was wir ihm zu verdanken haben."

„Nicht morgen, erzähle es mir sogleich, bat Herr von Barencourt; eine Seele, die so viel erduldet hat, sehnt sich mehr nach Glück, als eine andere. Fürchte nicht, meine Kräfte zu erschöpfen, — der Klang Deiner Stimme allein erquickt mich."

Leonce setzte sich zu seinem Vater auf das Bett und erzählte ihm Alles, was sich seit seiner Flucht ereignet, und wie die göttliche Vorsehung sie glücklich durch alle Gefahren hindurchgeführt und ihnen endlich ihr Unglück zum Segen gewandt habe. Wir können leicht begreifen, mit welcher Aufmerksamkeit der Graf und der treue Andre ihm zuhörten.

„O mein Gott!" sagte Herr von Barencourt, als Leonce geendet hatte, „ich habe alle Leiden, alle Bitterkeiten erfahren, die der Mensch hienieden erdulden kann, aber heute sage ich Dir dafür meinen innigsten Dank. Denn das Glück, das Du mir in Deiner Gnade heute gewährt hast, indem Du mir meine Kinder zurückgegeben hast, Kinder, die sich meiner Liebe so würdig gezeigt haben, übersteigt bei weitem das, was ich erlitten. Ja" fuhr er fort, zu seinem Sohne gewandt, „wären wir immer Schooßkinder des Glückes geblieben, so hätten sich so viele und so schöne Tugenden nicht in Deinem Herzen, und auch nicht in dem Deiner Schwester entfalten können; das Unglück läßt sie emporkeimen, — das Unglück hat mich daher

auch zum glücklichsten Vater gemacht, und ich segne und preise die göttliche Vorsehung, die mich auf diesem Wege zu solcher Glückseligkeit geführt hat."

Freudetrunken stürzte Leonce von Neuem in die Arme seines Vaters. Dann jedoch bat er ihn, ein wenig zu ruhen, da er fürchtete, so viele auf einander folgende Gemüthsbewegungen möchten ihm nachtheilig sein, und bald fiel auch wirklich der Graf in einen ruhigen Schlaf.

Mit welchen Gefühlen saß Leonce an der Seite des schlafenden Vaters! Welche Empfindungen bestürmten sein Herz, als er diese ehrwürdigen Züge betrachtete, die das Mißgeschick entstellt hatte, die jedoch immer noch die Spuren eines tiefen Seelenfriedens, jetzt sogar des Glückes trugen. Oft auch haftete Leonce's Blick auf der herabgekommenen Gestalt und dem elenden Aeußern des guten Andre, dieses treuen Gefährten seines Vaters in den Tagen des Unglücks. Mit fast kindlicher Liebe ergriff er seine Hand, drückte sie an seine Lippen und sagte:

„Auch Du, guter Andre, auch Du hast viel gelitten; Du hast seine Schmerzen, hast seine Entbehrungen mit ihm getheilt und so viel für uns gethan, daß wir unsere Schuld gegen Dich nie abtragen können."

„Sprechen Sie mir nicht von einer Schuld, Herr Leonce," entgegnete der treffliche Mann, „ich habe nichts als meine Pflicht gethan, und der Lohn, den ich in dem Bewußtsein, sie erfüllt zu haben, fand, hat mich hinreichend entschädigt für die geringe Mühe, die ich dabei hatte."

Unter solchen Herzensergießungen und unter Empfindungen, die eine so süße und auch eine so schmerzliche Seite hatten, verbrachte der zärtliche Sohn diese Nacht, die unauslöschliche Eindrücke in seiner Erinnerung zurückließ, in dem Stübchen des Vaters. Das elende Strohlager, auf welchem der Graf so süß

schlummerte, das Zimmer, dessen ganzes Aussehen die große Armuth seiner Bewohner bezeugte, machte ihn sehr traurig, aber der Gedanke an Alles, was er zur Vergeltung, zum Tausche für so großes Elend bieten könnte, erfüllte ihn zu gleicher Zeit mit unendlicher Freude. Denen Wohlthaten spenden, die wir lieben, ihnen eine sorgenfreie Zukunft bereiten können, ist ein so süßer Genuß, daß ihm kein Anderer auf Erden gleichgestellt werden kann. Mit jedem Augenblicke wuchs seine Freude, jeder Augenblick machte ihn glücklicher. War es ja doch sein Vater, der ihm dieses Glück bereitete, war es ja doch sein Vater, dem er eine eben so große Seligkeit bereitete!

Wehe dem unnatürlichen Sohne, der solche Genüsse nicht versteht! Wehe ihm, wenn er nicht hastig danach greift, wenn die göttliche Vorsehung ihm solche darbietet! Ja, dreifaches Wehe über den, der es wagen sollte, das Gefühl der kindlichen Liebe zu verläugnen oder aus seinem Herzen zu verbannen, dieses Gefühl, das der liebe Gott selbst als die größte Wohlthat in unsere Seelen gelegt hat, und das wir mit Lust und Wonne pflegen sollten!

Im voraus glücklich über das künftige Glück, erwartete Leonce mit Ungeduld den Augenblick des Erwachens seines Vaters, und als dieser endlich die Augen aufschlug, da hatte er wieder eine neue Freude. Die Ruhe der Nacht hatte so wohlthätig auf den Kranken gewirkt und ihm so viele Kräfte verliehen, daß er noch auf das Schiff seines Sohnes gebracht werden konnte.

Doch, welche Freude erwartete erst hier Herrn von Barencourt! Wir haben schon früher bemerkt, daß Leonce durch seinen edlen Charakter, durch seine Bescheidenheit und Herablassung fast der Abgott der ganzen Mannschaft seines Schiffes geworden war. So befriedigten sie ein wahres Herzensbedürfniß, als sie

ihrer Verehrung dadurch Ausdruck verliehen, daß sie dem Vater ihres Lieblings einen feierlichen Empfang bereiteten. Der ganze Hafen hallte wieder von ihrem anhaltenden Jubel, und ihr Schiff zeichnete sich heute vor allen andern durch festlichen Schmuck aus. Hätte man gesehen, mit welcher Herzlichkeit, mit welcher Liebe sie den Grafen bewillkommten, man hätte sagen müssen, ein jeder von ihnen habe einen langvermißten, zärtlich geliebten Freund wiedergefunden, und der gerührte Graf nahm diese Beweise von Anhänglichkeit um so lieber an, als es die trefflichen Eigenschaften seines Sohnes waren, denen er sie verdankte.

Auch Andre wandte sich das Wohlwollen der Mannschaft zu, denn er wurde an Bord nicht als Diener, sondern als der treue Gefährte des edlen Geächteten angesehen und behandelt. Leonce hatte ihm anstatt des elenden Anzuges, in welchem er ihn zum ersten Male gesehen hatte, eine ganz neue Kleidung verschafft, die seinen jetzigen Verhältnissen angemessener war. Der gute Andre empfand über seine Umwandlung eine solche Freude, daß er gar nicht wußte, wie er seinen Dank aussprechen sollte.

„Ach, Herr Leonce!“ sagte er mit Freudenthränen in den Augen, „Sie erzeigen mir wahrlich zu viel Güte. Sehen Sie doch, Sie haben mich ja gekleidet, wie einen großen Herrn, und hier werde ich behandelt, nicht als ob ich ein unbedeutender Diener, sondern als ob ich Ihres Gleichen wäre. Nein, das habe ich doch nicht verdient; das ist zu viel, viel zu viel für mich.“

„Habe ich verdient,“ unterbrach ihn der Graf, „daß Du für mich Dein Leben aufopfertest? Warst Du nicht besonders thätig, als es sich darum handelte, mich aus dem Gefängnisse zu retten? Bist nicht Du mir allein in die Verbannung gefolgt? Hast Du nicht für mich gedarbt, nicht für mich gearbeitet? Habe ich nicht das Brod gegessen, das Du im Schweiße Deines

Angesichtes verdientest, während eine langwierige Krankheit mich an das Schmerzenslager fesselte? O Andre! Der Mensch, der nach so vielen Opfern, so harten Entbehrungen, die Du Dir für ihn auferlegtest, in Dir nicht seinen Freund anerkennen würde, der wäre es wahrlich nicht werth, daß Du so viel für ihn gethan hast. Mein Sohn hat ganz nach meinem Sinne gehandelt. In Dir darf er in Zukunft nur mehr den Trost, die Stütze seines Vaters erblicken, und ich danke dem Himmel, daß er ihn in Stand gesetzt hat, meine Schuld an Dir zum Theil abzutragen, den größten Lohn aber hast Du vom lieben Gott zu erwarten."

Mit diesen Worten öffnete der Greis seine Arme, und der treue Diener umarmte ihn weinend.

„Wohlan denn," sagte er, „ich nehme diese Beweise Ihrer Güte an, da sie mein armes Herz mit Freuden erfüllen. Aber, mein theuerer Herr, erlauben Sie Ihrem Andre, daß er fortfahre, Ihnen und Ihren lieben Kindern seine Sorgfalt zuzuwenden. Denen dienen, die man liebt, das ist keine Knechtschaft, das heißt, für sein eigenes Glück arbeiten, und ich bitte Sie, mir in diesem Punkte volle Freiheit zu gewähren."

Eine solche Ergebenheit konnte nur die Freude des Herrn von Barencourt steigern. Seine körperlichen Leiden waren dem Einflusse seiner geistigen Stimmung gewichen, und er bat Leonce, bald unter Segel zu gehen, da er wünschte, so bald als möglich seine Aline zu umarmen, deren Bild er auf dem Gemälde, das Leonce besaß, unaufhörlich betrachtete. Während der Fahrt hafteten seine Blicke auch oft auf dem Bilde des edlen Mannes, dem er zu verdanken hatte, daß jetzt seine Leidenszeit abgelaufen sei. Oft ließ er sich von Leonce alle Umstände des Ereignisses erzählen, dem obiges Gemälde seine Entstehung verdankte, und konnte nicht aufhören, die Mittel zu bewundern, deren sich die Vorsehung bedient hatte, seine

Kinder unversehrt durch alle Gefahren hindurch zu führen, die sie bedroht hatten, und ihn selbst aus der Verbannung zu erretten.

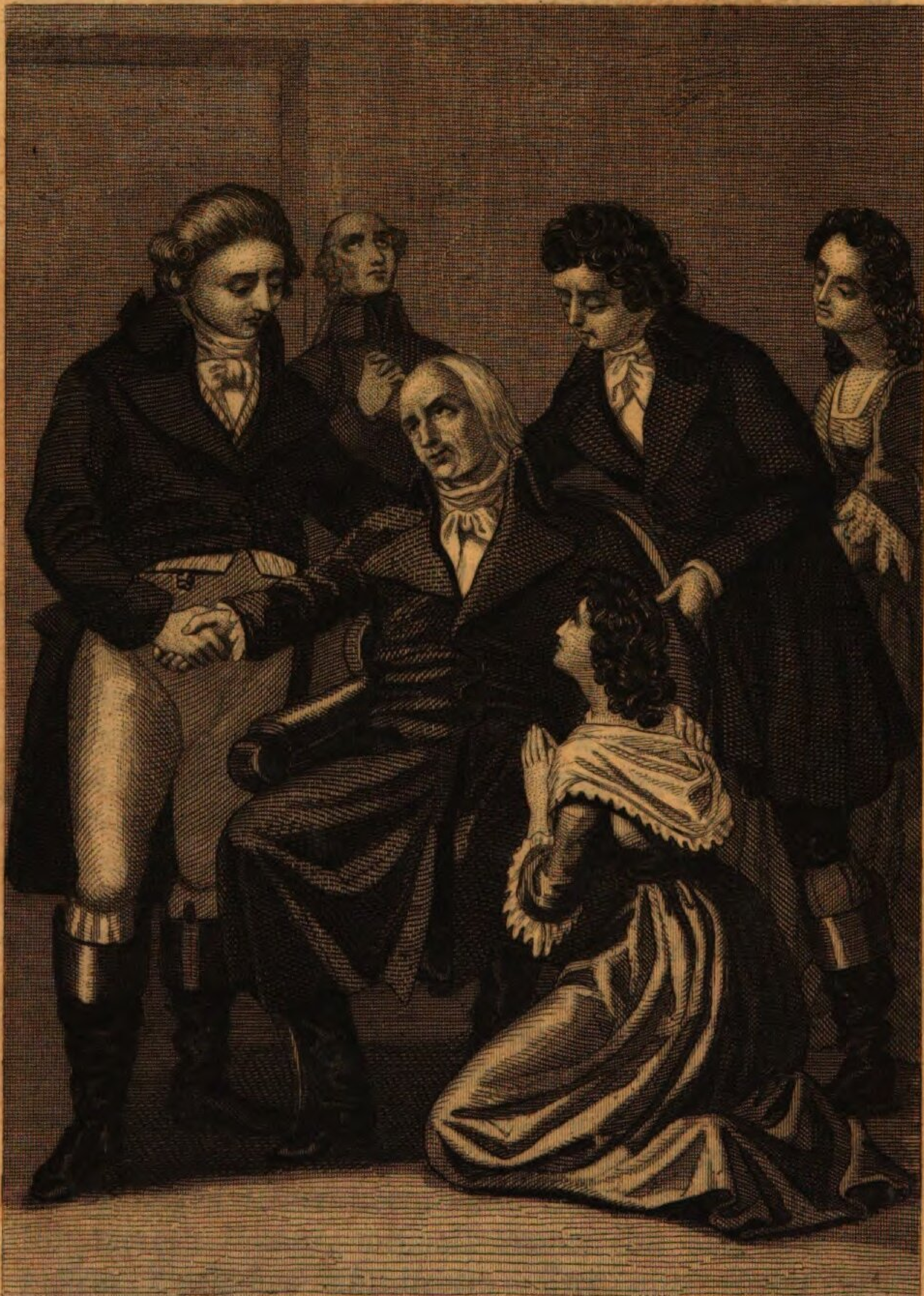
Zwölftes Kapitel.

Glückliche Rückkehr in die Heimath.

Endlich langte das Schiff wieder glücklich vor Ostende an. Wie die Hinfahrt, so verlief auch die Rückfahrt ohne die geringste Störung. Leonce saß in traulicher Unterhaltung bei seinem Vater in der Kajüte, als ein Matrose die Nachricht brachte, man könne Ostende vom Verdecke aus deutlich sehen. Obgleich Herr von Barencourt sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte, wollte er doch sogleich auf das Verdeck steigen, damit er desto eher bereit sei, das Land zu betreten, wo er seine geliebte Tochter wiedersehen sollte. Indessen verursachte ein unvorhergesehener Umstand noch einen für ihn sehr unangenehmen Aufschub. Die Ebbe war eingetreten, und da in der Mündung des Kanals mehrere Sandbänke waren, war es unmöglich zu dem Ankerplatze von Ostende zu gelangen, bevor das Wasser die nothwendige Höhe wieder erreicht hatte, und dazu mußte man noch einige Stunden warten. Diese Verzögerung schien dem Grafen so unerträglich, daß er verlangte, in einem Boote an's Land gesetzt zu werden. Ein solcher Versuch hätte jedoch wegen seiner übergroßen Schwäche sehr gefährlich werden können, weßhalb Leonce ihn bat, doch von diesem Vorhaben abzustehen. Der gute Sohn entschloß sich auch, wie sehr auch sein Herz ihn zu seiner Aline hinzog, bei dem Vater auf dem Schiffe zu bleiben, und entsagte seinem Vater zu lieb seinem Vorhaben, mit einem Boote an's Land zu fahren. Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Ungeduld beide



S. 167.



Ausführ., Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Die Geschwister.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

die Minuten zählten. Endlich konnte ihrem Verlangen Genüge geschehen, das Schiff fuhr in den Hafen ein. Herr Vanderstad erwartete sie schon. Sobald man ihm angekündigt hatte, sein Schiff liege vor dem Hafen, war er mit Aline herbeigeeilt, welche hüpfend und jubelnd vor Freude, ihre Arme gegen das Schiff ausstreckte. Ihr Vater erkannte sie; aber die Gemüthserschütterung ging über seine Kräfte, ohnmächtig sank er in die Arme seines Sohnes. Als er wieder zur Besinnung kam, kniete seine Tochter, seine glückliche Aline an seiner Seite.

Wir wollen gar nicht versuchen zu beschreiben, was in diesem Augenblicke in der Seele des zärtlichen Vaters vorging, es wäre unmöglich. Er selbst vermochte seinen Empfindungen keinen Ausdruck zu geben. Nur durch Thränen gab er seine überschwängliche Freude kund und dadurch, daß er nicht aufhören konnte, seine Kinder, eines nach dem andern zu umarmen, bei deren Anblick er all die Träume von Glück verwirklicht fand, in welchen er sich während der Fahrt von Hamburg gewiegt hatte.

Endlich bemerkte er auch den edlen Freund, dem allein er dieses nie geahnte Glück zuschreiben konnte. Mit Thränen des Dankes in den Augen reichte er ihm die Hand und sagte:

„Sehen Sie hier Ihr Werk, edler Mann, sehen Sie hier einige glückliche Menschen, welche durch Ihre Bemühungen glücklich geworden sind. Der Himmel möge meine Schuld an Ihnen abtragen!"

„Sie haben mir nichts zu verdanken," entgegnete Vanderstad innig gerührt. „Im Gegentheile habe ich Alles, was ich habe, Ihrem Sohne zu verdanken. Wenn Sie mir Ihre Freundschaft schenken wollen, so thun Sie dies nur mit Rücksicht darauf, daß ich ein Mensch bin, nicht aus Rücksicht auf die Dienste, die ich Ihnen zu leisten das Glück hatte. Denn diese waren eine heilige Pflicht für mich, die ich jedoch mit

bereitwilligem Herzen erfüllte; das ist mein ganzes Verdienst.“ Mit Wärme drückte er die vom Grafen ihm dargebotene Hand, dann wandte er sich zu den Matrosen, die voller Theilnahme umherstanden und diese rührende Scene betrachteten. „Kinder,“ sagte er, „Ihr sollt heute Abend etwas zu trinken haben und zwar auf die Gesundheit der lieben Freunde, die Ihr mir heute gebracht habt. Ladet Euere Kameraden ein und bringt auch Euere Familien mit, denn heute soll die Freude Eueres jungen Herrn und die meinige auf die ganze Welt zurückstrahlen, Jedermann soll sich heute mit uns freuen!“

Ein fröhliches Gejauchze war die Antwort, und zwanzig sehnige Arme boten sich zugleich an, Herrn von Barencourt in den bereitstehenden Wagen zu heben.

Aline hatte, jedoch nicht ohne große Mühe, von Herrn Vanderstad erlangt, daß ihr Vater in ihrer Wohnung absteigen solle, und man kann sich leicht denken, welche neue Freude den Grafen durchströmte, als er hörte, er solle bei seiner geliebten Tochter wohnen. Im Institute hatten die Zöglinge ein allerliebstes Fest zu seinem Empfange veranstaltet, und er war so glücklich, daß er versucht war, Alles nur für einen schönen Traum zu halten.

Andre, der treue Diener, war vor Entzücken ganz außer sich. Er konnte nicht aufhören, immer wieder zu seinem Herrn zu sagen: „Welche Aenderung, gnädiger Herr! Wer hätte je denken sollen, daß unsere Leiden sich noch in solche Freuden verwandeln könnten! Und daß wir gerade diesen lieben Kindern dies Alles zu verdanken haben. Ja! wahrhaftig, der liebe Gott hat ihre Tugenden reichlich belohnt.“

Die Ereignisse der letzten Tage konnten unmöglich ohne eine günstige Einwirkung auf die Gesundheit des Grafen bleiben; wenige Tage genügten, ihn wieder ganz herzustellen. Eines Tages, als er sich eben an-

schickte, Herrn Vanderstad, zu dem er eine innige Zuneigung empfand, einen Besuch abzustatten, wurde er auf's Angenehmste überrascht, ihn mit einer geheimnißvollen Miene in sein Zimmer eintreten zu sehen.

„Ich habe einige Worte ohne Zeugen mit Ihnen zu sprechen," begann Vanderstad, indem er sich auf dem dargebotenen Stuhle niederließ, „wollten Sie mir vielleicht einige Minuten Gehör schenken?"

„Ob ich will? Ich bin ganz glücklich darüber, daß Sie mir die Ehre schenken..."

„Bitte, keine Complimente! Das ist eine Münze, welche die belgische Nation nie gerne sieht. Ich wollte Sie über Etwas fragen und bitte Sie, mir mit der größten Offenheit zu antworten."

„Herr Vanderstad," entgegnete der Graf, erstaunt über diese befremdende Sprache, „noch nie habe ich anders gesprochen als ich gedacht habe."

„Wohlan denn! Sagen Sie mir, ob es Ihr Herz nicht verwundet, Ihren Sohn für einen Beruf arbeiten zu sehen, der seiner adeligen Geburt ganz und gar nicht angemessen zu sein scheint. Vor allem jedoch muß ich bemerken, daß ich, wenn dies wirklich Ihre Ansicht ist, sie durchaus nicht mißbilligen kann. Es gibt Meinungen, die man durchaus nicht auszurotten suchen darf; und daß man dies gethan hat, ist gerade das Unglück unserer Zeit, das ganze Gebäude der Gesellschaft wurde bis in seine Fundamente hinein erschüttert. Was man auch sagen mag, die Ansicht, welche den Rangunterschied festhält, scheint mir noch eine der achtbarsten zu sein."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Vanderstad," entgegnete der Graf, ohne sich lange zu bedenken. „So viel ist gewiß, wenn ich in dem ungestörten Besitze des Erbes meiner Väter geblieben wäre, ohne daß mich die politischen Ereignisse so empfindlich getroffen hätten, nie hätte ich meinen Sohn Kaufmann, noch auch meine Tochter Lehrerin werden lassen. Wenn die

Vorsehung sich herabläßt, uns einige Vortheile in dieser Welt zuzuwenden, so müssen wir, ohne daß wir uns deßhalb überheben dürfen, doch ihren Werth anerkennen und uns bemühen, sie so zu bewahren, wie wir sie empfangen haben. Nachdem jedoch so viele Unfälle mich getroffen haben, sage ich dem Himmel Dank, daß er meine Kinder ein so ehrenvolles Auskommen hat finden lassen, meine Kinder aber segne ich, weil sie einen so guten Gebrauch davon gemacht haben. Ehemals liebte ich sie um ihrer selbst willen, jetzt liebe ich sie auch ihres Muthes, ihrer Standhaftigkeit willen, mit einem Worte, ich bin stolz auf die Tugend, die sich beide in ihrem Unglücke erworben haben, und weit entfernt, über ihre gegenwärtige Stellung mißmuthig zu sein, betrachte ich diese als eine Wohlthat Gottes und unterwerfe mich demüthig seinem heiligen Willen, der ja immer die Richtschnur eines Christen sein soll."

„Das ist vernünftig gesprochen, so habe ich es von Ihnen erwartet," sagte Vanderstad mit vor Freude strahlendem Antlitze. „Aber ich habe Ihnen noch eine Frage vorzulegen, und ich gestehe, daß ich es kaum wage, sie zur Sprache zu bringen."

„Ich begreife nicht, warum Sie so zurückhaltend sind. Wenn zwei Personen sich gegenseitig achten, wenn besonders der eine dem andern Alles verdankt, was er hat, darf dann der Wohlthäter Mißtrauen in den setzen, der ihm zum Danke verpflichtet ist?"

„Wenn Sie so sprechen," erwiederte Vanderstad etwas verlegen, „so machen Sie meine Lage noch tausendmal schwieriger, denn die Sache, worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünsche, verlangt auf Ihrer Seite eine vollständige Unabhängigkeit; wenn Sie sich aber mir verpflichtet glauben, so legen Sie sich mir gegenüber einen Zwang auf, den ich in keinem Falle anerkennen würde, zum allerwenigsten aber in der Angelegenheit, wegen deren ich zu Ihnen gekommen bin.

Vor allem also muß ich Ihnen Ihre falsche Meinung von Ihrer so hartnäckig behaupteten Erkenntlichkeit benehmen, zu der Sie gar keine Ursache haben. Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, ich sei es im Gegentheil, der Ihrem Sohne Alles verdanke, und daß das Wenige, was ich gethan habe, eine heilige Pflicht für mich war. Ja, noch bevor er sein Leben wagte, um mich, meine Frau und meine Tochter den Fluthen zu entreißen, war ich ihm verpflichtet. Ja," fuhr er mit Wärme fort, „schon vor dieser heroischen That hatte ich die größten Verpflichtungen gegen den edlen jungen Mann eingegangen. Ich hatte zu jener Zeit alle Lust für die Handelsgeschäfte verloren und betrieb sie mit großer Gleichgültigkeit; Ihr Sohn aber hat in meinem Hause die frühere Rührigkeit wieder eingeführt, er hat meiner Firma ihren frühern Ruhm wieder erworben, ja noch mehr, seinem Eifer, seiner Tüchtigkeit, seiner grenzenlosen Ergebung habe ich es zu verdanken, daß mein Vermögen sich beträchtlich vermehrte, und jetzt, jetzt frage ich Sie, wer von uns beiden muß der Wohlthäter des andern genannt werden?"

Ein freundschaftlicher Händedruck war die einzige Antwort des Grafen.

„Doch erlauben Sie, Herr von Barencourt," nahm Vanderstad wieder das Wort, „ich komme ohne weitere Umschweife zur Sache. Diese unersetzlichen Verdienste Ihres Sohnes, seine trefflichen Eigenschaften, sein schöner Charakter, den ich lange Zeit studiert habe, haben mir eine solche Zuneigung zu ihm eingeflößt, daß ich ohne ihn nicht glücklich leben könnte; ich liebe ihn wie ein Vater, könnten Sie wohl zugeben, daß ich mir diesen Titel rechtmäßig aneigne, indem ich ihm meine Isabella, mein einziges Kind, zur Gattin gebe? Sie ist seiner würdig, wäre sie es nicht, so würde ich ihm nie ihre Hand anbieten."

„Edler Mann! Und das wagten Sie mir nicht zu sagen!“

„Sie sind von Adel, ich aber bin von bürgerlicher Herkunft,“ erwiederte Vanderstad.

„Wer denkt und handelt wie Sie, der besitzt den wahren Adel der Seele, und mein Adel wäre mir tausendmal lieber, wenn ich das Glück hätte, meinen Sohn mit einem Manne wie Sie in engerer Verbindung zu sehen. Ganz durchdrungen von Bewunderung und dem Gefühle der Erkenntlichkeit, das Sie mir vergebens abzustreiten suchen, bringe ich gar nicht in Anschlag, daß ich Ihnen gegenüber kein Vermögen besitze und alle Vortheile daher auf unserer Seite sind, jedoch wünschte ich, ehe ich Ihr ehrenvolles Anerbieten annehme, die Gefühle meines Sohnes in Bezug auf Ihre Tochter kennen zu lernen, wie Sie sich jedenfalls auch schon von denen Ihrer Tochter überzeugt haben.“

Noch waren diese letzten Worte nicht vollends ausgesprochen, als Leonce eintrat. Kaum jedoch hatte er vernommen, welche Angelegenheit seinen Wohlthäter hieher geführt habe, so stürzte er in dessen Arme.

„Ich habe mich also nicht getäuscht,“ sagte Vanderstad überglücklich, „Du willigst also ein, lieber Leonce, der Gatte meiner Tochter zu werden?“

„O mein guter, mein edler Freund!“ entgegnete Leonce. „Nie habe ich gewagt, auf ein solches Glück zu hoffen, und Sie selbst bieten es mir an!... Aber,“ fügte er etwas kleinlaut bei, „aber darf ich auch hoffen, daß Ihre Isabella meine glühendsten Wünsche nicht unerfüllt lassen wird?“

„Geh', überzeuge Dich selbst,“ antwortete Vanderstad lächelnd, „und während Du beschäftigt bist, einen bereits gewonnenen Prozeß noch zu vertheidigen, melde meiner Frau die Ankunft Deines Vaters und Deiner Schwester, wir drei werden bald nachkommen. Bestelle auch zugleich meinen Notar, heute Abend

der Contrakt... in vierzehn Tagen die Hochzeit... wenn man dem Glücke in die Arme eilt, kann man nie zu rasch laufen; Du weißt ja übrigens, daß ich gerne habe, wenn Alles flink vom Stapel geht."

Leonce ließ sich einen solchen Befehl nicht noch einmal wiederholen. Doch konnte er sich es nicht versagen, seiner lieben Aline, die ja Freude und Leid immer mit ihm theilte, die frohe Botschaft selbst zu bringen, und man kann sich denken, mit welcher Freude sie aufgenommen wurde.

Wenige Minuten später waren beide Familien vereint in der Wohnung des Herrn Vanderstad. Isabella empfing den Vater und die Schwester ihres zukünftigen Gatten mit so aufrichtiger Liebe, daß Niemand mehr zweifeln konnte, die von ihrem Vater vorgeschlagene Verbindung sei auch ihr sehnlichster Wunsch.

Das junge Mädchen hatte ihre Erziehung von ihrer ebenso tugendhaften als gebildeten Mutter erhalten und vereinigte mit ihrer Anmuth, mit allen Reizen, die ihrem Alter gewöhnlich sind, eine solche Offenherzigkeit und Bescheidenheit, daß man sie unmöglich sehen konnte, ohne sie zu lieben. Der Graf hatte sie bisher noch nicht gesehen; als sie ihm aber jetzt vorgestellt wurde, rief er entzückt aus: „Dein Glück, Leonce, ist viel größer, als ich mir je einbilden konnte!" Dann stürzte er in die Arme ihres Vaters und ergoß in dessen Herz die Gefühle, die sein Herz erfüllten. Vanderstad war nicht weniger bewegt als der Graf. Es war nicht mehr der kalte, berechnende Mann, den Leonce gesehen hatte, als er sich ihm zum ersten Male vorstellte; jetzt war es der liebende Vater, der zärtliche und ergebene Freund, der sich dem Ausbruche der Freude ganz hingab und sich nur bemühte, sein eigenes Glück auch seiner ganzen Umgegend mitzutheilen.

In einer geheimen Besprechung mit Aline bewog

er diese, die Leitung des Institutes, welche Frau von Juvigny in ihre Hände niedergelegt hatte, aufzugeben. Dies war nämlich nothwendig zur Ausführung eines gewissen Vorhabens, das er Alinen allein mittheilte und womit er dem Grafen und seinem künftigen Schwiegersohne eine angenehme Ueberraschung bereiten wollte.

Endlich schlug die ersehnte Stunde — die jungen Brautleute traten zum Altare, und der Priester segnete ihren Bund ein. Sogleich nach der Trauung verließen beide Familien Ostende, denn Herr Vanderstad hatte seit einigen Tagen öfter den Wunsch geäußert, dieses Fest auf einem Gute zu feiern, das er, wie er sagte, erst kürzlich erworben hatte, und alle bezeigten ihre Freude über diese Reise, da sich Jedermann beeiferte, dem geringsten Wunsche des trefflichen Mannes entgegenzukommen. Mit reißender Schnelle fuhr der Wagen den übrigen Theil des Tages und die ganze Nacht hindurch dahin, ohne daß der Graf die geringste Müdigkeit verspürte. Gegen Morgen schlief er ein, und als er wieder erwachte, stieg gerade die Sonne in majestätischer Pracht am Horizonte herauf.

„Der Morgen ist reizend," sagte Herr Vanderstad, nachdem er einen Blick mit Aline gewechselt hatte, in deren Zügen sich eine unnennbare Wonne malte; „wir könnten hier wohl aussteigen, um diese schöne Gegend und die herrlichen Anlagen zu bewundern, die ich dort bemerke. Vielleicht könnten wir auch in der Nähe ein ländliches Frühstück finden, das uns allen nach einer so langen und anstrengenden Fahrt wohl thun würde."

Sogleich hielt der Wagen, und die ganze Reisegesellschaft stieg aus. Kaum hatten jedoch Leonce und sein Vater einen Blick auf die Landschaft geworfen, als sie sogleich erkannten, sie seien in dem Parke ihres frühern Schlosses.

„Ja!" rief Aline in einem Ausbruche unaus-

sprechlicher Freude, „ja staunet nur, es ist unsere Heimath, wo unsere Wiege gestanden, sie ist uns zurückgegeben, und Ihr werdet schon errathen haben, wem wir dieses Glück zuzuschreiben haben!“

Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Erregung Leonce und sein Vater in die Arme des guten Vanderstad stürzten. Dieser jedoch suchte alle Dankesbezeugungen abzulehnen, indem er sagte:

„In diesem Falle schreiben Sie mir ein Verdienst zu, das mir in Wirklichkeit nicht zukommt. Ich bin glücklich, unendlich glücklich, daß ich das Vergnügen habe, Sie unter das Dach wieder zurückführen zu können, wo Ihre Ahnen gelebt haben, denn ich verstehe den Schmerz gar wohl, den Sie über Ihre Verbannung aus demselben empfinden mußten. Vor kurzem nun benachrichtigte mich unser beiderseitiger, trefflicher Freund, Herr von G***, daß dieses Gut zum Verkaufe ausgeboten sei. Ich besprach mich mit Ihrer Tochter, welche die liebenswürdigste Vertraute ist, die ich kenne. Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß der treffliche Schiffer Marcel sich zufällig hier in der Gegend aufhalte; wir betrauten ihn mit dem Geschäfte, und er brachte das ganze Gut um eine so geringe Summe an sich, daß die Kapitalien meines lieben Schwiegersohnes, die noch in meinen Händen waren, hinreichten, es zu bezahlen und dazu noch einigermaßen wohnlich wieder herzustellen. Danken Sie mir also nicht, Sie haben gar keinen Grund dazu. Lassen Sie uns vielmehr zu den guten Leuten gehen, die, wie ich dort sehe, im Laufe uns entgegeneilen; sie werden sehr erfreut sein, ihren geliebten Herrn wiederzusehen; ziehen wir daher ihr Glück nicht mehr in die Länge.“

In diesem Augenblicke kamen wirklich alle Bewohner des Dorfes, an ihrer Spitze Marcel, dessen Frau und Tochter, herbeigeeilt, ihren frühern Beschützer und Wohlthäter zu bewillkommen, und die Beweise ihrer Liebe und Freude waren so rührend,

daß der Graf ihnen anfangs nur durch Thränen antworten konnte. Leonce, nicht weniger bewegt als sein Vater, stürzte an die treue Brust Marcels, während Aline Margaretha und Johanna umarmte, die gar nicht wußten, wie sie ihre Freude kund geben sollten.

Nach den ersten Begrüßungen, und als sich die beiderseitige Aufregung etwas gelegt hatte, schritt der Graf, umgeben von seinen Kindern, seinen Freunden und der ganzen Einwohnerschaft des Dorfes auf das alte Stammhaus zu. Neue Ueberraschungen boten sich ihm, neues Erstaunen ergriff ihn, als er hier eintrat.

Das Gebäude hatte einige Veränderungen erlitten, aber noch waren nicht alle Zeichen des stillen Glückes, das früher dort geherrscht hatte, vertilgt. Dank der Thätigkeit Marcels, der, obgleich ihm die Schlüssel des Schlosses erst vor wenigen Tagen übergeben worden waren, Alles in so gute Ordnung gebracht, Alles so bequem eingerichtet hatte, daß Herr Vanderstad und seine Angehörigen sich ganz heimisch fühlten.

Aline machte die Wirthin mit der liebenswürdigsten Anmuth, denn die Freude, wieder unter dem väterlichen Dache zu sein, schien ihrem von Natur schon so anziehenden Wesen neue Reize zu verleihen. Vanderstad, der schon seit langer Zeit ihre Tugenden und ihre Vorzüge würdigen gelernt hatte, wurde von der emsigen Sorgfalt, die sie ihm und den Seinigen bewies, so gerührt, daß er zu dem Grafen sagte:

„Wenn die gütige Vorsehung sich würdigt, uns den Schooß des Glückes zu eröffnen, dann, theuerer Freund, müssen wir uns in demselben so festsetzen, daß wir nie daraus verstoßen werden können. Als ich hieher kam, hatte ich noch nichts über meinen zukünftigen Wohnort beschlossen, aber dieser Aufenthalt scheint mir so reizend, und so viele andere Gründe nöthigen mich, ihn zu lieben, daß ich, wenn Sie es

erlauben, mit meiner Gattin hier meinen Wohnsitz aufschlagen möchte. Ich habe mir genug Vermögen gesammelt, meine Geschäfte aufgeben zu können, und ich habe keinen andern Wunsch mehr, als den Rest meines Lebens in Ihrer Nähe, in der Nähe Ihrer Aline und unserer Kinder ruhig zubringen zu können."

Mit der lebhaftesten Freude und dem ungetheiltesten Beifall wurde dieser Vorschlag angenommen.

„Deßhalb wiederhole ich es noch einmal," fuhr Vanderstad fort, „danken Sie mir nicht mehr. Sie sehen ja, indem ich mich bemühte, Sie glücklich zu machen, habe ich an meinem eigenen Glücke gearbeitet. Bis jetzt habe ich meine Tage in einer Menge von Arbeiten hingebracht, die ganz gegen meinen Geschmack waren, jetzt will ich anfangen, die Freuden des Familienlebens in Ruhe und Frieden zu genießen. Es ist also abgemacht, wir verlassen uns nicht mehr, und jeder von uns wird sich bemühen, auf seine Weise unser stilles Zusammenleben durch seine Tugenden und durch wahre, innige Freundschaft zu verschönern. Gott hat es in unsere Hand gegeben, den Unglücklichen eine Stütze, den Bedrängten ein Helfer zu sein, und wir wollen es werden. Und, um gleich unser patriarchalisches Leben, zu dem der liebe Gott seinen Segen geben möge, zu beginnen, wollen wir uns jetzt zu den guten Landleuten begeben. Schon jetzt liebe ich sie wegen der Anhänglichkeit, die sie Ihnen treu bewahrt haben, und wenn es unter ihnen je Arme gibt, die unserer Unterstützung bedürfen, so wollen wir mit unsern Wohlthaten nicht zögern; alle sollen sich heute mit uns freuen, Alle sollen heute mit uns glücklich sein."

Dieser Vorschlag wurde sofort angenommen und man konnte an diesem Tage sehen, wie der Reiche herzlich mit dem Armen verkehrte, mit ihm lachte und scherzte, ohne daß diesem eine sonst ganz natürliche

Scheu oder gar ein Gedanke des Neides die Stunden der Freude und der Munterkeit getrübt hätte.

Am folgenden Tage begaben sich Aline und Leonce auf das Schiff Marcels, da sie den Umstand benutzen wollten, daß Marcel noch im Schlosse verweilte, um Johanna reichliche Geschenke zu übergeben, die für die ganze Familie bestimmt waren. Auch des guten Jacques hatten sie nicht vergessen, der ihnen zur Zeit ihres Unglückes so rührende Beweise seiner Zuneigung gegeben hatte. Am verflossenen Abende hatten sie sich vorgenommen, den Ausflug nach dem Schiffe, wo sie einst in ihrer Verlassenheit gastliche Aufnahme gefunden hatten, gemeinschaftlich zu machen, da dieser Ort für beide reich an Erinnerungen war, welche das Band, womit die Vorsehung sie an denselben geknüpft hatte, noch enger zu schließen schienen. In dem Kämmerchen, das sie ehemals bewohnt hatten, knieten beide nieder und erstatteten Gott noch einmal ihren Dank für seine Güte, womit er sie in seiner unerforschlichen Weisheit durch so viele Leiden und Gefahren geführt hatte. Aber Johanna konnte sie ihren Gefühlen, die nur einer reinen, auserlesenen Seele begreiflich waren, nicht lange überlassen. In ausgelassener Freude über all die schönen Sachen, welche sie ihr gebracht hatten, stieß sie ein Geschrei aus, das sehr schlecht mit den Gefühlen, welche die Seelen der beiden Geschwister erfüllten, harmonirte. Deßhalb und um den stürmischen Freudenbezeugungen und Dankesergießungen Johannas zu entgehen, nahmen sie alsbald Abschied von ihr und kehrten nach dem Schlosse zurück.

Schon hatten sie eine kleine Thüre erreicht, die in den Park führte, als sie in einiger Entfernung eine im Alter bereits vorgerückte Frau bemerkten, die mit elenden Lumpen nothdürftig bedeckt, niedergekauert am Rande des Weges saß und unter der Wucht eines großen Schmerzes erliegen zu müssen schien.

Von Mitleid ergriffen, näherten sie sich der Unglücklichen.

„Arme Frau,“ redete Aline sie an, „Ihr weinet! Theilet uns Euern Kummer mit, wir werden uns glücklich schätzen, ihn heilen zu können.“

Bei dem Klange ihrer Stimme ergriff ein Zittern das unglückliche Weib, und sie antwortete mit einem Anfluge von Wahnsinn: „Meinen Kummer heilen! Nein, Niemand kann mir helfen; er wird mich verfolgen bis in's Grab, und das ist nicht mehr ferne, und ach! kein Mensch wird eine Thräne des Mitleids für mich Unglückliche vergießen... Ja! wenn das Unglück den Menschen trifft, dann hat er keine Freunde mehr. Jedermann stößt ihn zurück, kein gastliches Obdach wird ihm mehr gewährt... Sogar einen Mund voll Brod hat man mir versagt...“

„Was sagt Ihr?“ fragte erstaunt Aline. „In diesem Dorfe habt Ihr aber sicherlich eine so harte Behandlung nicht erfahren?“

„Gerade in diesem Dorfe, und doch bin ich dort geboren,“ erwiederte die Frau mit Bitterkeit; „ich heiße Harnel und, sehen Sie, diesen Namen haben sie verflucht...“

Als Aline und Leonce diesen Namen aussprechen hörten, fuhren beide erschrocken zurück.

„Auch Sie,“ fuhr die Unglückliche in Verzweiflung fort, „auch Sie empfinden Schrecken über einen solchen Namen? Aber diejenigen, welche ihn führten, sind nicht mehr... Beide sind in Schmach und Elend gestorben, und ich, die ich sie überlebt habe, opfere täglich meine Leiden dem Himmel zur Sühne ihrer Vergehungen!“

Theilnehmend trat jetzt Aline wieder näher. Sie sah in der armen Person die Gattin ihres Verfolgers, der so viel Unheil über ihre Familie gebracht hatte,

die Mutter des jungen Verräthers, der die Gefangennahme ihres Vaters verursacht hatte, aber das war Alles vergessen. Jetzt sah sie nur mehr eine unglückliche Frau, denn die Stimme der Liebe übertönt in dem Herzen eines jeden wahren Christen den Ruf um Rache.

„Ich bitte Euch, arme Frau," begann sie, „lasset Euch nicht zu sehr von Euerm Unglücke niederbeugen, denket ja nicht, daß wir unempfindlich gegen Euere Leiden bleiben könnten. Wir begreifen im Gegentheil Euern Schmerz recht wohl und bedauern Euch aufrichtig. Und da Ihr zu Gott Vertrauen habt, so seid versichert, daß er Euch nicht verlassen wird. Ihr wisset ja, daß er eine Seele, die ihm treu geblieben ist oder die reuig zu ihm zurückkehrt, und die ihm ihre Anliegen im Gebete vorträgt, nie verläßt. Fasset daher Muth und nehmet diese kleine Gabe an," fuhr sie fort, indem sie ihr ihre Börse reichte; „sie wird Euch in Stand setzen, Euch in einem benachbarten Dorfe niederzulassen. Und wenn Ihr uns von Euerm neuen Wohnorte in Kenntniß setzen wollt, werden wir auch in Zukunft für Euch sorgen."

„Allmächtiger Gott!" murmelte die also Beglückte, indem sie ihre Augen zu Alinen erhob, die sie in ihrer Verzweiflung bisher noch nicht angesehen hatte. „O! Sie sind ein Engel, den mir Gott vom Himmel geschickt hat! O! sagen Sie mir Ihren Namen, damit ich ihn tief in mein Gedächtniß einpräge, um ihn nie zu vergessen .."

Plötzlich bemerkte sie Leonce, der in einiger Entfernung stehen geblieben war und diese Scene mit einem Gefühle der Wehmuth betrachtet hatte. „Wie? trügen mich meine Sinne?" rief sie dann aus. „O, mein Gott! Es sind die Kinder des Grafen von Barencourt!"

„Ja, das sind wir," entgegnete Aline; „ich wollte es Euch verbergen, um Euch nicht noch un=

glücklicher zu machen. Aber glaubet uns, daß wir Euch aufrichtig bedauern und daß wir uns glücklich schätzen, Euch in Euerem Unglücke eine Stütze sein zu können."

„Möge der liebe Gott es Ihnen vergelten! Möge er Sie mit den Schätzen seines Segens überhäufen!" erwiederte die Frau Harnels, indem ein Strom von Thränen ihren Augen entstürzte. „Ich hatte von Ihrer Rückkehr Kunde erhalten, aber wer hätte je denken können, daß Ihre Hand mir dieses Almosen spenden werde! Also, während die ganze Welt mich verfolgt, während die ganze Welt mich verstößt, haben Sie allein Mitleid mit meinem Elend! O! jetzt erkenne ich, wie verbrecherisch mein unglücklicher Mann an Ihnen gehandelt hat, als er Sie so grausam und so hartnäckig verfolgte... Ach! auch mein armes Kind, meinen armen Sohn hat er mit sich in den Abgrund des Verderbens hinabgezogen! Bei dieser christlichen Liebe, die Sie so gut auszuüben verstehen, flehe ich Sie an, verfluchen Sie nicht meinen armen Sohn, haben Sie auch Mitleid mit seinem Vater, bitten Sie den lieben Gott, daß er ihm barmherzig seine Frevel verzeihen möge!"

„Das versprechen wir Euch," sagten beide Geschwister wie aus einem Munde, „täglich wollen wir für beide beten."

Auf dieses Versprechen hin erhob sich die arme Frau. Von ihrem Herzen schien eine drückende Last hinweggenommen worden zu sein.

„Dank! tausendfachen Dank!" stammelte sie. „Sie können die Wohlthat, die Sie mir erwiesen haben, ihrem ganzen Umfange nach nicht ermessen. Ich nehme Ihre Verzeihung mit mir in der Hoffnung, daß sie im Himmel bestätigt werde. Jetzt habe ich auch Hilfe gefunden gegen alle meine Leiden, denn Sie haben edle Herzen, und ihre Wohlthaten werden der Trost meines Alters sein. Leben Sie wohl!"

Sie drückte noch einen heißen Kuß auf die ihr von Aline dargebotene Hand und entfernte sich dann auf einem Fußpfade, der nach einem nahe gelegenen Weiler führte.

Einige Minuten blieben die Geschwister unbeweglich auf der Stelle stehen, wo sie die Arme getroffen hatten, und blickten ihr in Gedanken versunken nach. Diese Begegnung hatte ihre angenehme Unterhaltung so plötzlich unterbrochen, daß sie in Folge der Ueberraschung noch jetzt eine schmerzliche Beklemmung des Herzens empfanden. Bald jedoch verscheuchte die innere Genugthuung, welche jeder guten Handlung folgt, diesen peinlichen Eindruck, und als sie in das Schloß zurückkehrten, waren sie wieder heiter und munter wie zuvor.

Wenige Tage später trafen zwei Gäste, theuere Freunde, denen sie beiden zu großem Danke verpflichtet waren, auf dem Schlosse ein, um an ihrem Glücke Theil zu nehmen. Es waren Herr von G*** und die Gäfin von Juvigny, die fast zu gleicher Zeit vor dem Thore des Schlosses anfuhren, und wir können uns leicht denken, mit welcher Freude sie empfangen wurden. Der eine kam mit der Absicht, an dem Busen des Freundes die Sorgen zu vergessen, in die ihn die politischen Ereignisse gestürzt hatten, die andere, um sich in der Nähe ihrer lieben Aline, deren Gegenwart ihr zum Bedürfnisse geworden war, niederzulassen. Die Wünsche beider wurden zu ihrer vollsten Zufriedenheit erfüllt.

Seit dieser Zeit nahm das innere Glück und die Zufriedenheit der beiden Familien, welche durch die Tugend und die innere, geistige Verwandtschaft in eine einzige verschmolzen waren, mit jedem Tage mehr zu. Von ihrer frühesten Jugend an durch ein grausames Mißgeschick geprüft hatten die beiden Geschwister die Erfahrung gemacht, daß der Mensch nur in der Erfüllung aller seiner Pflichten wahre Ruhe

finden und nur dadurch verdienen kann, glücklich zu werden. Im Genusse eines ruhigen, friedlichen Lebens fuhren sie daher fort, die Lehren zu befolgen, die sie in der Schule der Leiden empfangen hatten, und bestrebten sich täglich, der Wohlthaten, mit denen sie Gottes Huld wahrhaft überschüttet hatte, immer würdiger zu werden.

Inhalt.

Inhalt.

Wer

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Geschwister oder: Die Schule der Leiden eine Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution ; nach dem Französischen ; mit vier Stahlstichen

Regensburg 1866

Paed.pr. 1206
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759798-3